o gorm- 1949 ⁰

Bianca della Rocca.

Bianca della Rocca.

Historische Erzählung

aus dem heutigen Rom

in acht Büchern

von

R. Durangelo.

Landauer'sche Landesbibliothek Karlsruhe

Berlin, 1869.

Verlag von Oswald Seehagen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eine Bitte.

Schüchtern tritt der unbekannte Dichter unter die großen Meister des jugendlich aufstrebenden mächtigen deutschen Volks; aber er konnte seinen Erlebnissen, zu denen ihn Glück und Unglück geführt, nur so das Leben wiedergeben, an dem er den Freunden im Norden der Alpen einen Antheil zu gewähren wünschte. Verzeiht ihm darum seine Kühnheit, ihr Nachkommen der großen Weimaraner.

Wenn Besuch und Verbannung die zwei Völker schon vor Jahren einander näher gebracht, so ist ja diese Freundschaft zuletzt durch große kriegerische Erfolge hoffentlich auf lange zwischen den ächten Söhnen Italiens und Deutschlands besiegelt.

Aber nach allen Befreiungen der Völker seit 1848, nach der Wiedergeburt Italiens, Deutschlands und des tapfern unverwüstlichen Spaniens bleibt immer noch das ewige Rom, dieses Haupt Italiens, von seinem Leibe getrennt.

Was sich hieran knüpft und allerlei Erlebtes bis kurz vor Mentana, diese zweite Einmischung der Franzosen, ist in der Bianca della Rocca im unbefangnen Bilde mitgetheilt.

Wenn die freundlich Verschleierten, alte Bekannte, die noch leben, und jüngere, die erst zu leben beginnen, sich wie im Spiegel wiedererkennen, so verzeihen sie's wohl und nehmen es eher für einen Tribut dankbarer Erinnrung, als für eine unziemliche Ausstellung.

R. Durangelo.

Luigi Enzenberg.

Erstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Wir sind in Rom.

Tiefblau ruht ein gütiger Himmel über der alten Herrin der Welt. Frei ist der Blick von den Hügeln über Fluß und Straßen.

Paläste treten hervor und Häuser, die Kunstwerke sind, alte Denkmäler, die eine große Geschichte erzählen, das Haus aller Götter und die Curie des Senats, herrliche Kuppeln in Fülle, doch alle überragt von der Einen Riesenkuppel St. Peters.

Von den Plätzen, von der Piazza del Popolo, der Piazza d'Espagna, des Vaticans und dem Campo Vaccino, dem römischen Forum, sehn wir dann wieder die Hügel hier und dort, glänzende Anlagen, hohe Gärten mit den Fächerkronen ihrer Pinien, mit zierlichen Cypressen, goldnen Orangen- und blühenden Granatbäumen.

Vor den Thoren öffnen sich uns die Villen, die schönsten der Welt, die Villa Borghese, Albani, Piom-

bino, Farneſina. Und mit dem Schönſten ſind ſie geziert, mit alten Götterbildern von hoher Vollendung.

Dieſe zeugen ſchon mitten im Glanz unſrer Tage vom alten Rom, das wir am Ende des Corſo in Trümmern finden. Wehmuth ergreift uns über den Untergang der Werke unſrer großen Vorfahren. Wir verweilen, wie auf dem Friedhofe der Welt, unter den Trümmern ihrer Gewalt und Herrlichkeit. Denn dieſe Trümmer, Coloſſeum, Triumphbogen, Säulen, das Kapitol, und ſelbſt die Tempel und Bilder vergeßner Götter, ſo ſchön ſie ſind, zeigen uns nur die Macht der allgewaltigen Zeit, vor der das alte Rom in den Staub ſank.

Neben dieſen Trümmern und über dem Schutte des alten Roms erhebt ſich das neue. Es erwartet das Schickſal des alten. Die unerbittlichen Germanen haben die Axt auch an ſeine Wurzel gelegt; und wir Italiener ſind ſchon jetzt Fremdlinge und Feinde in Rom. Alle unſre Patrioten finden wir in Rom geächtet, und die größten Söhne unſers Vaterlandes ſind geſchworne Feinde der dreifachen Krone, die einſt alle andern Kronen beherrſchte.

Aber die ewige Stadt iſt groß, und überall iſt dieſer Boden wie eingeweiht. Künſtler haben Rom gebaut und den Geiſt untadliger Schönheit aus den Trümmern des Alterthums ans Licht heraufgezogen. Die Kunſt adelt in Rom auch das Handwerk.

An dieſer Glorie ſeiner Stadt nimmt der ärmſte Römer Theil. Er wohnt unter den Wundern des ewigen Roms und ſie kommen ihm zu Gute.

Manches Haus armer Leute wusch der altberühmte Tiberfluß mit seinen gelben Strudeln. Regengüsse hatten ihn geschwellt, die der Herbst übers Gebirge in die Campagna sendet.

Eins von diesen Häusern bewohnte der Schuster Greppo.

Wenn er von seinem Leisten aufsah, fiel ihm wohl drüben über der Tiber der Monte-Mario in die Augen und die Piniengruppe hoch in klarer Luft auf dem Gipfel dieses schönsten der sieben Hügel; oder seinem Blick begegnete die runde Krone der Engelsburg, wenn nicht gar St. Peters Dom selbst und die Riesenkolonnade des Vaticans.

Manchen Stiefel hatt' er hier besohlt und manches Stück Leder in elegante Formen gebracht für kräftige Männer- und zierliche Frauenfüße. Jetzt sollte eine Wendung seines Schicksals eintreten. Er sehnte sich hinaus nach den Wundern und Reizen seiner Vaterstadt. Waren sie doch schon früher sein Augenmerk, ja, sein tägliches Brod gewesen.

Greppo stand vom Schemel auf; er warf den Putzknochen, diesmal nicht auf den Tisch, sondern in den Spänekorb, und rief ihm nach: „da liege du! das ist der letzte Absatz, den ich glätte!" — Er hielt die blanken Stiefel gegens Licht. Ein paar Fingerspuren! — Die nahm er mit Baumöl ab.

„So, Peppo; komm her, Junge, trag' die Stiefel — — Donnerwetter! Was machst Du da bei der Wiege?! Maledetto da San Antonio! — Vieh von

einem Schufte! — Und der Schuster fuhr auf den Peppo los, riß ihm den Pfriemen weg und stieß ihn bei Seite. Es war gerade noch Zeit. Der Junge war daran, seiner Schwester Peppina, die in der Wiege lag und schlief, den Pfriemen in die Schläfe zu bohren.

Wie kam der Junge zu solcher Bosheit? — Boshaft war er schon, das ist wahr, aber „die Prinzessin" wurde ihm auch überall vorgezogen. Sie hieß bei der Mutter Bianca, mein Weißfisch, und war doch schwarzäugig; und er hieß nur immer Nerone, der Neger, und war doch blond. Dies ärgerte ihn. Er hatte wohl borstiges Haar auf seinem Starrkopf, aber er war doch nicht schwarz, warum nannte seine Mutter ihn einen Neger? Warum hatte „die Prinzessin" Milch und Brod bekommen und er keins? Sie war erst zwei Jahr alt, und er schon zehn. Sie brauchte blos zu spielen, zu essen und zu schlafen. Er mußte schon schustern. Und wenn er nun „der Prinzessin" was zu Leide that, hieb ihn der Alte mit dem Knieriemen. Es ist wahr, oft hatte er sie schon braun und blau gekniffen und ihr eins mit dem Pfriemen versetzt; aber jedesmal war er darüber erwischt und durchgehauen worden. Eben wollte er sich nun aus dieser Sklaverei befrein und — — „die Prinzessin" todtstechen; — da ergriff ihn wieder der unvermeidliche Alte beim Arm, der Knieriemen war wieder los im Umsehn, und nie in seinem Leben hatte Peppo so bittre Hiebe aufgeladen als diesmal.

Hielt der Alte inne, so fragte er: „willst du auch

der Peppina nichts mehr zu Leide thun? Willst du mir das versprechen?“ — „„Nein!““ — Neue Schläge, neue Frage, und neues Nein! bis Greppo seiner Frau Teresina nachgab. Die weinte und bat: „Greppo, laß ihn los, oh! laß ihn los!“ Da ließ Greppo ihn fahren. Wie der letzte Schlag fiel, war der Junge still.

Dem Schuster lief aber das Blut am kleinen Finger herunter. Der Junge hatte ihm in die Hand gebissen. „Peppo! Peppo!“ drohte der Alte, aber er ließ sich von Teresinen den Finger verbinden.

Zweites Kapitel.

„Alter," sagte Teresina beim Verbinden, „laß ihn gehn! Du zwingst ihn doch nicht. Und die Peppina nehm' ich mit zu dem deutschen Padrone, — zu der deutschen Herrschaft, — am Corso. Der Peppo hat mir immer gedroht, sie sollte nie hinkommen. Ich wußte nicht, wie er das verhindern wollte. Jetzt seh' ich wohl, was er meinte. Greppo, sprich noch einmal mit dem Monsignore, — dem geistlichen Herrn, — über den Jungen, wenn Du ihm die Stiefel bringst. Du trägst sie nun doch selbst hin?"

Greppo versprach es, hängte den Knieriemen über den Nagel und zog sich an. Er wollte nun wirklich die Stiefel selbst zum Monsignore Matteucci tragen und ihm noch einmal seine Noth mit dem Jungen klagen. Die Schusterei wollte er drangeben und wieder Cicerone, — Fremdenführer, — werden für ein Gasthaus in der Strada del Babbuino, — Pavianstraße, — die am Monte Pincio hinläuft und nach der Spanischen Treppe zu führt. Es ist eine schöne Lage für

ein Gasthaus, und reiche Leute kehrten zum Pavian ein. Dort war er gut angeschrieben. Er hatte wohl manchmal einen Fremden bestohlen, aber er hatte sie ordentlich herumgeführt und immer richtig wieder nach Hause gebracht. Sonst hätt' er ja auch seine Stelle verloren. Dort wollt' er nun wieder in Dienst.

Teresina war eine schöne Römerin. In Rocca di Papa, — Päpstlich Felsberg, — wo die Maler sich ihre Madonnen holen, hatte Greppo sie gesehn, als sie noch jung war; und ihr muß der junge Lohnbediente im schwarzen Frack, der gerade so aussah, wie der Padrone, — der Herr, dem er diente, — wohl gefallen haben. Ohne Zweifel merkte der Schlaukopf dies; und oft hatt' er um ihretwillen den Fremden Rocca di Papa angepriesen. Als sie dann auf seine Veranstaltung Kammermädchen bei der Gemahlin des deutschen Generals wurde und nach Rom zog, hatte ihr Greppo so lange den Hof gemacht, bis sie ihn heirathete, obgleich es ihr schon recht gewesen wäre, wenn er etwas römischer ausgesehn hätte, als ers that.

Der Padrone, sein und ihr Herr, nämlich der General Löffling, miethete ihnen nun ein Haus an der Tiber, und die Signora, die Frau Generalin, stattete die Teresina mit allerlei Hausrath aus. Greppo war ein gelernter Schuster, verstand das Handwerk und verdiente in dem Hause an der Tiber elf Jahre lang sein Brod über dem Leisten. Er brachte wohl manchmal auch sonst noch etwas Geld nach Hause, aber Teresina wußte nicht anders, als daß er sichs im Gast-

hause del Babbuino, — zum Pavian — von den Fremden verdiente. Das war auch wohl richtig; er wußte im Hause überall aus und ein; ob aber die Fremden immer mit seinen Diensten zufrieden waren, das wußte Teresina nicht.

Drittes Kapitel.

Zu demselben deutschen Padrone, d. h. in dasselbe herrschaftliche Haus, zum General Löffling, der ein großer Herr war und mit Frau und Kindern am Corso wohnte, der Straße, wo das Pferderennen zur Carnevalszeit und die Spazierfahrten gehalten werden, zog nun Teresina wieder hin, und mit ihrer Peppina, das war ausgemacht. Die Kinder sollten zusammen spielen, und der Padrone hatte ganz richtig gerechnet, dies würde eine Art Italienischer Schule für seine deutschen Kinder werden. Greppo hatt' es der Teresina gerathen, sie möchte sehn, ob sie so nicht etwas zuverdienen könnte; und als der Padrone und die Signora auf den Plan eingingen, — denn sie waren der Teresina sehr zugethan und hatten ein großes Gefallen an der Peppina, die wie ein Püppchen war, — da stieg es dem Meister Greppo allmälig zu Kopfe, daß er nun auch wieder Cicerone in der Strada del Babbuino im Gasthause zum Pavian werden könne — das war viel näher beim Corso, als Trastevere; da hatt' er denn

gewiß oft ein Stündchen für Teresinen frei. — Wenn nur der Monsignore Matteucci den Peppo in die Anstalt bei der Porta pia, — dem Thor der Gottseligen, — bringen wollte! Versprochen hatt' ers, als er die Stiefel bestellte. Nun, das mußte sich jetzt bald ausweisen.

Teresina nahm „die Prinzessin" auf den Arm. Greppo trug ihr die Sachen und faßte mit der andern Hand die Stiefel sorgfältig bei den Strippen: sonst möchten sie die Form verlieren und sich drücken.

Viertes Kapitel.

Sie gingen. Greppo schloß die Stubenthür ab. Teresinen dauerte der arme Eingesperrte. Sie stand still.

„Sag' ihm noch etwas, eh' wir fortgehn, Greppo! der Junge sieht so unheimlich drein!"

„„Was hilft das Sagen, Teresina, wenn selbst Schläge nichts helfen?""

„So gieb ihm wenigstens was zu thun!"

„„Hm! da hast Du Recht!"" erwiderte er, schloß wieder auf und gab dem Jungen ein Paar Schuhe auszubessern.

Nun gingen sie hinunter. Da hörten sie noch auf der Treppe Püffe und Schläge gegen die Stubenthür. Peppo wollte sie aufsprengen.

„Das wird ihm nun wohl nicht gelingen," meinte Greppo, „und wenn er nicht aus dem Fenster in die Tiber springen will, so ist er sicher eingesperrt, bis ich wiederkomme."

„„Ich wollte lieber, du könntest ihn gleich mitnehmen!""

„Mitnehmen? Zum Monsignore? So wie er ist? Was denkst Du?"

„„Ich meine zur Porta pia, — zum Thor der Gottseligen; — ach, aber ich bin dir froh, daß ich das Kind vor seiner Rache in Sicherheit habe. Zu Hause wär' ich die Angst nicht los geworden. Von wem nur der Junge die Bosheit hat? Du bist doch ein ordentlicher ehrlicher Bürgersmann; und der Junge ist wie eines Räubers Sohn. War etwa dein Vater oder Großvater so? Oder hast Du etwas Aehnliches von mütterlicher Seite in Deiner Familie, Greppo?""

„In meiner Familie?" fragte er beleidigt, „warum nicht in Deiner?"

„„Nun, lieber Carlo, der Junge artet doch nach Dir, und Peppina, das sieht Jeder, ist mein. Frag' den General Padrone, frag' die gute Signora, und Du wirst es hören.""

Greppo antwortete nicht gleich. Der General Padrone dachte er, der mir das Haus gemiethet hat! So etwas thut Keiner umsonst. Hm! ich hab' es wohl selbst angestiftet, aber hart ist es doch, daß ich die Teresina zu fremden Leuten gehn lassen muß; und wahr ist es auch, der schmeichlerische alte Schnurrbart hat ihr von Anfang an den Hof gemacht. Dann brach er los: „Ich will Dir was sagen, Teresina, der Peppo sieht eher dem Padrone ähnlich, als mir; blond ist er, wie er, und stachliches Haar hat er, wie er; meins aber ist kraus."

Der Teresina wurd' es heiß und kalt; so erschrak

sie vor seinem Blick und seinen gottlosen Worten. Sie schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen? helle Thränen liefen ihr übers Gesicht.

Peppina sah die Thränen rollen: „Weine doch nicht, lieb' Mütterchen," papelte sie, „halt still, ich trockne sie Dir ab!" und damit wischte ihr das liebliche Kind mit seinen Händchen über die Backen.

Fünftes Kapitel.

Das rührte Greppo. Er liebte die Beiden so sehr. So nahm er Teresinen bei der Hand — die Stiefel waren ihm wohl im Wege, aber er hatte sie am kleinen Finger hängen, an dem nicht gebißnen, — und versicherte bittend: „es war ja nicht mein Ernst, Du meine Madonna!“ denn so pflegte er zu sagen, wenn er zärtlich wurde und sie loben wollte, daß sie sich nie hatte malen lassen.

„„Und beide Male,““ erwiederte sie noch schluchzend, „„hast Du selbst mich zum Padrone gebracht, zuerst von Rocca di Papa und jetzt wieder, und immer hast Du gesagt, er wäre der beste Mann, den es gäbe; und das ist wahr, Du weißt es, Greppo!““

Von Peppo noch weiter zu reden, davor fürchtete sie sich. Ja, sie fürchtete sich vor ihren eignen Worten. Wie Tauben flogen sie aus, und wie Unglücksvögel kehrten sie zurück. — Auch Greppo dachte dies und das: Warum ist der Padrone so reich, und warum bringst Du es zu nichts? Warum fährt der Monsignore

in seiner Kutsche, und warum gehst Du zu Fuß? Kurz, es war ihm Alles nicht recht.

So gingen sie schweigend weiter. Je eifriger sie sich ihren Gedanken überließen, desto rascher schritten sie aus. Schon waren sie auf dem Corso, schon konnten sie das Haus des Padrone sehn, da wurden sie aufgehalten. Um die Kirche San Carlo war ein Gedränge. Der Heilige Vater las drinnen die Messe. Peppina aber rief aus: „Mütterchen, sieh, ein goldnes Haus mitten auf der Straße!“ — Es war die Staatskutsche des Papstes mit hohen goldnen Glasthüren; sie sah wirklich aus, wie ein kleines Haus von Gold und Glas.

Teresina schlug vor, sie sollten sich dicht an die Kirchenthür drängen und wenn der Heilige Vater in seinem Lehnstuhl mit den Pfauenfedern herausgetragen käme, dann sollten sie hinknieen und ihn selbst gleich wegen Peppos und des Besserungshauses an der Porta pai bitten. Aber Greppo war kurz und sagte mürrisch, das verstünde sie nicht. Er zog sie bei der Kirchenthür vorbei und durch das Gedränge hindurch.

Der Padrone lag mit der Signora im Fenster. Er hielt ein doppeltes Fernglas in der Hand; damit wollte er sich den Heiligen Vater ansehn, wenn er wieder aus der Kirche käme.

Sechstes Kapitel.

Auch die Kinder des Padrone, Max und Ida, waren am Fenster gewesen; und Kinder und Mägde purzelten über einander zur Thür heraus, auf die Straße, eroberten sich die Peppina und tanzten unter großem Jubel mit ihr wieder ins Haus hinein. Teresina hatte kaum Zeit von Greppo Abschied zu nehmen, so zogen die Kinder sie fort.

Greppo blieb allein vor der Thür zurück. „Wie glücklich ist doch der Padrone! Alles fliegt ihm zu, und es ist ein Jubel vergnügter Menschen um ihn her! Und ich! da bleib ich allein vor der Thür; und zu Hause hab' ich den Peppo; er ist nicht besser, als ich; und hat es auch nicht besser!"

Mit einem Seufzer nahm er die neuen Stiefel auf und eilte dem Palast des Monsignore zu.

Der Monsignore hätte aus sein können; glücklicher Weise war er zu Hause, hatte eben sein Schläfchen gehalten, setzte die goldne Kaffeetasse aus der Hand und winkte Greppo und die neuen Stiefel sehr gnädig zu

sich heran, als der Lakai dem armen Schuster die Thür öffnete. Ja, der geistliche Herr schlüpfte sogar aus dem violetten Pantoffel heraus, und ließ sich erst den Einen, darauf den andern Stiefel anziehn, machte dann einen Gang durchs Zimmer, und als ihm die Stiefel gut paßten, schlug er vergnügt in die Hände mit den Worten: „Beim heiligen Crispinus, Du bist ein Schuster, Greppo; denn das kann ich Dir sagen: neue Stiefel, die nicht drücken, sind so selten, als Flohbisse, die nicht jücken! Ja, und ein Arbeiter ist seines Lohnes werth: komm her, gieb mir deine Rechnung, ich glaube, ich kann sie noch bezahlen.“

Aus einem großen Kasten voll Scudi wühlte er das Geld für die Stiefeln heraus. Hat der einen glücklichen Traum gehabt! dachte Greppo sehr vergnügt, dankte für gnädige Zahlung, und wagte hinzuzufügen: „Und wie ist es mit dem Reformatorio an der Porta pia, Eminenz, für meinen Schlingel von Peppo?“

„„Hat sich der Junge nicht gebessert, Greppo?““

„Er ist ärger geworden, gnädiger Herr; und wär' es nicht mein eigen Kind, ich müßt' ihn vors Strafgericht bringen.“ Er erzählte.

„„Was Du nur sagst, Greppo! Wie ist es menschenmöglich? Hm! hm! ein Mordversuch in so jungen Jahren und auf die eigne Schwester, ein Kind in der Wiege! ei, ei, hm, hm! da wirds wohl nicht anders, wir müssen ihn Dir abnehmen.““

Siebentes Kapitel.

Greppo empfahl sich der Eminenz in der heitersten Laune. Die Stiefel bezahlt und den Peppo versorgt! die Straße war ihm wie ein Paradies, er lächelte die Paläste an, als ob sie ihm gehörten und klapperte mit seinen Scudi in der Hosentasche, wie er so vor sich hinging. Die Karte zur Aufnahme des Peppo ins Reformatorio della Porta pia hielt er in der Hand und wehte die Unterschrift des Monsignore trocken. So eilte er nach Trastevere zurück, wo die armen Leute und der Heilige Vater wohnen. Er wollte den Peppo gleich abholen.

Es war ein weiter Weg hin und her; aber im Nothfall konnte er jetzt einen Fuhrmann bezahlen; als Cicerone hatte er ihn um das halbe Geld und morgen war er wieder Cicerone. Warum sollte er im Pavian nicht gleich eine Herrschaft finden, die Roms Alterthümer und Herrlichkeiten sehn wollte? Und er klimperte wieder mit den prächtigen Scudi vom Monsignore.

„Greppo! Greppo!“ rief da eine Stimme, die ihm

bekannt klang, „wo hast Du die Scudi her? Halb Part, alter Jude!“

„„Nichts zu theilen! nichts zu theilen! ehrlich verdient, Pistruccio,““ erwiderte Greppo hastig und eilte weiter.

Dies war ihm aber eine Warnung. Es ist doch wahr, reiche Leute sollten die Armen nicht so mit Gold, und Silbergeklimper in Versuchung führen, dachte er bei sich selbst. Ihm wars ganz anders zu Muthe als kurz vorher auf dem Corso mit leeren Taschen und mit dem Unband von einem Jungen auf dem Halse und als die Teresina ihn fragte, ob er nicht eines Räubers Sohn wäre, und der Peppo es nicht gar von ihm hätte.

Achtes Kapitel.

Geld macht Muth. Greppo dachte: „Nun bin ich wieder Cicerone. Morgen fahr' ich mit meinem Fremden in der ewigen Stadt herum, — zu den Alterthümern, — nach Albano, — nach Tivoli oder Frascati; und wenns ihm recht gefällt und wenn er erst ein Glas Orvieto oder Vino nero di Albano, — rothen Albaner, — zu sich genommen hat, dann zahlt er auch mir ein Fläschchen. Ich nehm' es dankbar an und trinks auf seine Gesundheit, auf die Gesundheit des Monsignore, — und der Teresina und ihres Püppchens, — auch ein Glas auf die Besserung dieses Peppucchio. Der arme Junge! ich muß ihn freilich — — —; aber was kommt denn dort die Tiber heruntergeschwommen? Stühle! Betten! allerlei Hausrath! — die Leute stehn und wundern sich. Wo kommt mir das her? — da kommt wahrhaftig mein Arbeitsschemel zum Fenster herausgeflogen! das ist so gewiß mein Fenster und mein Schemel! Peppo! oh, meine Ahnung! Und dort hängt nun auch die Wiege des Kindes zum Fenster heraus!"

Mitdessen war er vom Gehn ins Laufen gefallen, immer den Fluß hinauf. Jetzt bog er um die Ecke, und nun war er auch schon in seiner Straße, ins Haus hinein, die Treppe hinauf; — da stand er vor der Thür und hörte den Peppo drinnen Feuer schrein. In der Hast konnte er den Schlüssel nicht schnell genug fassen, und die Thür flog auf, wie er dagegen rannte.

War das seine Wohnstube? Sie war leer. Der Schrank stand offen, das große Bett kahl mit den schweren Maismatratzen, und der kleine Kobold schrie unaufhörlich: Feuer! Feuer! — Er brauchte freilich Beistand. Alles was er regieren konnte, hatte er zum Fenster hinaus in die Tiber gesegelt. Als er nun zuletzt unter die Wiege „der Prinzessin“ gekrochen war und sie mit großer Mühe bis auf den Fenstersimms hinaufgearbeitet hatte, war sie hinausgeschnappt und der hintre Wiegengängel hatte ihn so um den Leib gefaßt, daß nun die Wiege draußen über der Tiber und der Junge mit dem Unterkörper drinnen in der Stube an der Fensterwand hing. Auf ein Haar und er wäre mit hinüber gerutscht! So fand ihn sein Vater.

Peppo konnte seinen Vater nicht sehn. Er hatte den Schrecken des Todes, die Tiber, vor Augen; jeden Augenblick dachte er, die Wiege „der Prinzessin“ würde mit ihm hinabfahren; er fuhr also fort, aus vollem Halse Feuer zu schrein, damit die Nachbarn herbei kämen; und die Stube füllte sich auch wirklich im Nu mit Leuten, die retten wollten. Greppo und ein paar

Männer aus der Nachbarschaft hoben die Wiege wieder herein und zogen den Jungen ins Zimmer zurück. Kaum stand der kleine Kobold wieder auf den Dielen und bemerkte seinen Vater unter den Erlösern aus der Wiegenklemme, so huschte er zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, sprang auf die Straße und lief den Fluß entlang.

Neuntes Kapitel.

Weit kam er nicht. Greppo war hinter ihm her; und die Leute, die in Greppos Wohnung am Fenster standen und den Ausreißer um die Ecke kommen sahen, riefen den Fußgängern auf der Straße zu: „haltet ihn! haltet den baarhäuptigen Bengel fest!“ Das geschah auch sehr bald. Es half ihm nichts, daß er den Leuten in die Finger biß, sie schlugen ihm ins Gesicht, und ein handfester Facchino, — Dienstmann, — der Nachbar Pardolo, faßte ihn ruhig beim Kragen, ließ ihn vor sich herspringen und lachte herzlich, als der Junge mit Füßen nach ihm stieß, denn sie waren zu kurz, er konnte nicht so weit zurückreichen.

So mußte er auf seinen Vater zutanzen. Von dem erwartete er sich natürlich nichts Gutes. Aber Greppo schlug ihn nicht. — Für Schläge war dies zu arg; auch war der Knieriemen ja mit in die Tiber geflogen. Er nahm ihn bei der Hand und ging schweigend mit ihm in seine Wohnung zurück. Pardolo folgte.

„Nachbarn," sagte Greppo zu denen, die er noch dort fand, „ich bin wie ein Abgebrannter, meine Kleider und selbst mein Deckbette, alles was er heben konnte, all mein Handwerkszeug, die Leisten, alles Leder und die Schuhe fremder Leute, die zum Ausbessern hier waren, hat dieser Junge, der mein Sohn ist, wie ihr wohl wißt, zum Fenster hinausgeworfen. So hat er sich an mir gerächt für Schläge, die er nur zu gut verdient hatte."

Die Nachbarsleute bedauerten Greppo, was sie auch sonst von ihm denken mochten, denn die Nachbarn wissen immer Alles, und waren erstaunt über den Peppucchio; aber helfen konnten sie nicht; sie waren selbst arm und hatten nichts übrig. Am besten ging es wohl noch dem Facchino, dem Dienstmann. Auf dem Holzhofe oder auf der Piazza Navona, — Naumarkt, — hatte er immer zu schaffen. „Greppo," sagte der, „Du hast mir manchmal was zu verdienen gegeben, als Du noch in der Albergo del Babbuino Cicerone warst und diesen Struvelkopf noch nicht hattest. Ich denke, ich kann Dir beistehn, und Dir etwas Bettzeug verschaffen, daß Du doch über Nacht nicht zu frieren brauchst."

„„Thu das, Pardolo,"" erwiderte Greppo dankend, „hier ist der Schlüssel; ich hole ihn bei Dir ab. Vorher hab' ich noch einen weiten Weg, denn ich muß mit diesem meinem Birbantino Peppucchio, — Schlingel von einem Rangen, — noch zur Porta pia. Dort soll er ins Reformatorio, — ins Besserungshaus, — kommen.

Alle fanden das sehr in der Ordnung, und es war wie eine Gerichtssitzung gewesen, als die Versammlung auseinanderging, Greppo mit dem kleinen Galgenschwengel abfuhr, und Pardolo die leeren vier Wände des armen Schusters an der Tiber zuschloß.

Zehntes Kapitel.

Peppo fand einen alten Bekannten unter den Kutschern, dem er sich als wieder eingetretnen Fremdenführer aus dem Pavian vorstellte. Mit dessen Geschirr fuhren sie ab. Unterwegs — denn es war weit, die Porta pia liegt ja ganz am andern Ende Roms, wo's in die Campagna nach Tivoli hinausgeht, — fragte Peppo einmal über das andre, ob er denn nicht wieder zur Mutter käme, und was sie ihm wohl zum Abendbrot geben würde.

„Mein Sohn," erwiderte endlich der Alte, „Du kommst ins Besserungshaus an der Porta pia. Dort werden die Kinder gut gemacht, die sich sonst nicht ziehn lassen, und die Mutter wird Dir kein Abendbrot mehr geben."

„„Aber der Prinzessin hat sie gewiß schon längst was Gutes gegeben,"" sagte Peppo bitter.

Seine Anstrengung beim Ausräumen der Wohnstube hatte ihn hungrig gemacht. Dies erinnerte ihn an seine Mutter. Ihre Töpfe und Tiegel aber hatte

er alle mit zum Fenster hinausgesegelt; da konnt' es denn freilich kein Abendbrot geben, selbst wenn die Mutter dazu wieder gekommen wäre. Aber das hatte er nicht bedacht. Seines Vater Antwort verstand er nicht.

„„Werde ich denn auch gut gemacht?"" fragte er nach einigem Besinnen und dachte dabei an sein Abendbrot.

„Freilich, darum bring' ich Dich ja hin."

„„Wie geht es dabei zu? Ich bekomme doch mein Abendbrot?""

„Das weiß ich nicht."

„„Dann will ich gar nicht hin,"" rief er aus; und Greppo mußte ihn halten, denn der Tollkopf wollte zum Wagen hinaus.

Jetzt waren sie da. Am Thor des Reformatorio wurde die Glocke gezogen und auf die Karte des Monsignore erhielten sie Einlaß.

Sie mußten vor dem Padrone di Casa, Vorsteher der Anstalt, erscheinen. Der war natürlich ein geistlicher Herr und ließ Greppo die ganze Geschichte beichten. Wenn er den Jungen selbst fragte, erhielt er keine Antwort. Ein Schreiber nahm Alles auf. Der Name des Ankömmlings wurde eingeschrieben. Dann klingelte der Padrone di Casa, und ein Corporal erschien. Diesem wurde das Papier des Schreibers übergeben und Peppo dazu. Der sträubte sich. Auch seinem Vater wollte er die Hand nicht geben. Als der Soldat ihn aber hart anfaßte, ging er ohne weitres Sperren mit.

Greppo wischte sich ein paar Thränen aus den Augen und sagte: „der störrische Junge! Welch' ein Unsegen, gnädiger Herr!"

„„Nun, er wird sich schon geben. Er mag das Horn blasen lernen. Vielleicht wird er ein großer Musikant; große Ohren hat er!""

Mit diesem Trost entließ er Greppo. Der Junge mußte noch einmal mit anhören, was er Alles verbrochen hatte und weswegen er hergebracht war, dann wurde er „eingeweiht" d. h. er mußte ein gute Tracht Prügel aufladen, wurde kurz geschoren, ausgezogen und ins Bad gesetzt. Zwei Leute seiften ihn gehörig ein, wuschen ihn über und über rein, trockneten ihn ab und zogen ihm eine kleine Soldatenjuppe an, grau mit grün verbrämt. Er steifte sich überall nach Möglichkeit, zog freilich immer den Kürzern, blieb aber doch mit Allen auf dem Kriegsfuß, und wenn er kein andres Vertheidigungs-Mittel hatte, so griff er zu dem des Dintenfisches. „Rüpel von einem Jungen!" sagten die Badeleute. „Ein Trotzkopf nach Noten!" rief der alte Gefreite aus, dem er zugefallen war.

Peppo war hungrig, wie ein Wolf; aber aus Trotz gegen diese Leute, die ihm so übel mitspielten, gab er kein Wort von sich. Er vermißte seine Mutter. Die hatte ihn doch nie hungern lassen. Endlich wurde er mit einer Menge Jungen, alle so eingekleidet wie er, zum Abendessen getrommelt. Das hatte er kaum noch erwartet. Beim Essen vergaß er nun seine Leiden einen Augenblick und machte Bekanntschaft mit seinen Nachbarn.

Die Anstalt am Thor der Gottseligen nahm verwahrloste und verlaßne Kinder auf, ein Mittelding zwischen Gefängniß und Waisenhaus, Besserungsanstalt und Schule, und gab sie später wieder ab an die Soldaten, in Dienst, an die päpstlichen Musikchöre oder an Handwerker, wie's die Gelegenheit mit sich brachte.

Hier also war Peppo nun untergebracht, bis er zuerst ins bürgerliche Leben gelangte, und dann eine merkwürdige Speculation seine Talente für ein Abenteuer im hochromantischen Stil in Anspruch nahm. War doch Rom seine Vaterstadt!

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

An demselben Tage, als Greppo im Gasthaus del Babbuino — zum Pavian — wieder in Dienst trat, kehrte dort ein englischer Lord ein. Der hatte einen Courier von Florenz mit, und es wurde bald unter der ganzen Dienerschaft bekannt, daß ihm dieser für seine Goldstücke nicht vier, sondern nur zwei Scudi einwechselte. Und einen Korb Holz ließ er ihn regelmäßig mit einem französischen Goldstück bezahlen, statt mit einem Scudo, und ein Scudo war doch schon theuer genug.

„Greppo," sagte der Wirth, „das kann ich nicht so fortgehn lassen. Geh' hinauf, sprich mit dem Manne. Besorg' mir das! Mein Haus ist keine Räuberhöhle!"

Natürlich jagte der Engländer den Florentiner Geldwechsler fort und nahm dafür Greppo zum Cicerone an. Nun verdiente der schönes Geld, wie der Wirth ganz richtig vermuthet und gewünscht hatte. Allein der Engländer verblendete ihm die Augen mit Gold, und die Augen sind die Thür zum Herzen.

Greppo sah zu viel Gold im Kasten seines Herrn, und weil ihm der Lord ganz traute — hatte Greppo ihn doch von dem betrügerischen Courier befreit — so nahm er ihn auch mit, wenn er zu Torlonia, dem Geldwechsler, ging und sich die Taschen mit frischen Goldstücken und Banknoten füllte.

Hierauf gründete Greppo einen gottlosen Plan: „Was kann es ihm ausmachen," dachte er, „wenn er einmal so eine Ladung verliert?"

Greppo war leider nicht immer in guter Gesellschaft. Des Abends, wenn er Teresinen nicht besuchte oder sich nicht gerade einmal nach Peppo umsah, begab er sich gewöhnlich in eine Garküche, Agli gattini — zu den Kätzchen — genannt, und dort traf er manchmal drei Gesellen, die wohl Römer waren, aber sich als Calabreser kleideten und behaupteten, sie lebten von der Jagd. Greppo wußte recht gut, was sie jagten; und Einer von ihnen, der Pistruccio hieß, war ihm über den Weg gelaufen, als er mit den Scudi des Monsignore so unvorsichtig geklimpert hatte. Derselbe Pistruccio saß eines Abends in der Garküche „zu den Kätzchen" grade als Greppo eintrat.

„Was willst Du essen, mein Sohn? was willst Du trinken? Komm, setze Dich zu mir!" begrüßte ihn Pistruccio. „Wir werden bald noch mehr Gesellschaft haben."

„„Ihr habt wohl eine gute Jagd gehabt?"" fragte Greppo ironisch: „„Was habt Ihr gekapert?"

„Nicht viel, aber doch etwas. Wir saßen in der Osteria del Testaccio — Schenke zum Scherbenberg

— in der Campagna — im Römerfelde. — Da kamen drei Malerbursche. Hatten jeder einen Hasen geschossen. Die tranken und sprachen und lachten zusammen. Wir verstanden kein Wort davon. Da warf ihnen der Giacomo Capo — Jacob der Kopf — sein Bruder hieß Jacob der Zopf — Giacomo Coda — vor, sie verhöhnten die heilige Jungfrau, die in der Osteria hängt. Es gab einen Streit, eine Schlägerei. Wir nahmen ihnen die Flinten und die Hasen ab, und warfen sie zum Dinge 'naus. — Ah! da kommt mein Hase. Komm' her; halte mit!"

Sie aßen, und tranken Vino di Albano — Albaner Ausbruch — dazu — etwas Gutes! war von auserles'nen Trauben — ganz entsäuert; den gab es nur in dem Kätzchen. Aber Greppo hatte den Padrone di Vino — den Weinzüchter — von Albano auch dem General Löffling empfohlen; dafür hatte er bei dem einen Stein im Brette. Nach dem Hasen kamen herrliche Tellini, kleine delicate Muscheln, dann allerlei Fritturen von Früchten und zartem Fleisch — in Oel Gebacknes. — „Iß nur, Bruder," nöthigte Pistruccio, „ich zahle den Wirth."

Der Wirth, in weißer Mütze, in Hemdsärmeln und Kniehosen, die Küchenschürze vor, erschien zuletzt selber, brachte sein Glas mit und nahm Platz neben den Beiden.

„Du siehst, Greppo," sagte er, „Pistruccio und die Giacomi sind immer noch die alten Spaßvögel, aber Du bist ganz zur Essigtonne versauert. Es fällt

Dir auch gar nichts mehr ein, womit Du einen Extra-bajacco — einen Groschen Zubuße — verdienen könnteſt.“

Greppo ſchaute ihm pfiffig in die Augen. Vielleicht hatte der Wein gewirkt, vielleicht hatte die Heldenthat der Jäger in der Oſteria del Teſtaccio ihm den Kopf verdreht. Genug, er platzte mit den Geheimniſſen ſeines Lords heraus, und gründete darauf einen boshaften Plan, ihm ſeine Taſchen zu leeren, in welchem er aber nur als Verräther der Gelegenheit mitwirken wollte. Sonſt würde er ja ſeine Stelle verlieren.

„Greppo, Du biſt ein Ausbund, ein Goldammer, ein Kätzchen, ein Ferkelſterz!“ rief Piſtruccio, ſprang auf und umarmte ihn.

Zweites Kapitel.

Als der Lord das nächste Mal — es war nach Tische und schon etwas dämmrig — von Torlonias heraus kam und in den Wagen steigen wollte, war dieser nicht vor der Thür. „Wo ist mein Wagen?“ fragte er Greppo.

„„Herr, Sie befahlen ihm ja selbst, am Kaffé Ruspoli auf Sie zu warten!““

„„Weiß kein Wort davon! Nun, holen Sie mir schnell einen andern. Sie treffen mich hier linker Hand auf dem Wege nach Hause.““

„Er geht wahrhaftig in die Falle!“ dachte Greppo bei sich und eilte nach einem Kutschenstand voraus.

Der Lord hüllte sich gegen die Winterluft in seinen Mantel und schlenderte langsam und in Gedanken, ohne alles Arg den Corso hinab. Plötzlich ergriffen ihn drei Männer, wickelten ihn ganz fest in seinen eignen Mantel und zogen ihn so, während Einer ihm den Mund zuhielt in einen Kutschenthorweg, leerten

ihm schnell die Taschen, drehten ihn einige Male rund herum, so geschwind, daß er hintaumelte, und husch! waren sie verschwunden.

Als Greppo mit dem Wagen kam, wanderte der Lord schon wieder auf der linken Seite den Corso entlang — die Cigarre war ihm nicht ausgegangen, als wäre nichts vorgefallen. Er ärgerte und schämte sich, sprach kein Wort und fuhr in seinen Gasthof.

Greppo wär' es lieber gewesen, er hätte sich beklagt. Sollte wirklich nichts vorgefallen sein? Er konnte es nicht glauben. Darauf kannte er Pistruccio und die tollkühnen Giacomi. Aber schwieg der Lord, so mußte er wohl schweigen.

Drittes Kapitel.

„Greppo!“ rief am andern Morgen der Wirth des Gasthauses zum Pavian, „Greppo! ruf' mir mal den Kutscher, mit dem der Lord gestern zu Torlonia fuhr.“ — Dieser kam. Der Wirth fragte ihn, warum er weggefahren sei?

„Weil der Lord mich nach dem Kaffé Ruspoli schickte. Dort sollt' ich auf ihn warten. Er ist aber nicht gekommen.“

„„Ihr Beide könnt meine Fremden nicht mehr bedienen!““ fuhr der Padrone del Babbuino, der Wirth zum Pavian, heraus und kehrte ihnen den Rücken zu.

Ganz Rom war voll von dem unverschämten Streich. „So etwas ist doch nur in Rom möglich!“ spotteten die Fremden. Die Römer ärgerten sich. Greppo und der Kutscher waren in Verdacht. Natürlich! aber man konnte ihnen nichts beweisen; und vergebens redete der Monsignore Matteucci dem gottlosen Greppo in's Gewissen: er bekannte sich zu nichts.

Die Hallunken in den Kätzchen lachten sich in's Fäustchen und theilten sich mit Greppo in eine Summe, größer, als sie sie je in Händen gehabt. Aber „die Jäger" waren schlau genug, auf einige Wochen in's Albanergebirge zu gehn und aus der heiligen Stadt zu verschwinden. Es blieben ja noch genug Jäger übrig. Greppo hingegen wußte nichts Beff'res zu thun, als sich seine Werkstatt wieder einzurichten. Es war aber kein Segen mehr dabei und wollte nicht flecken. Bald war all das Geld verthan; und um nur nicht in Noth zu kommen, mußte er sich von Teresinen aushelfen lassen. Mit seinem guten Ruf hatte er Alles verloren.

Selbst „die Jäger" ließen ihn in Stich. Er hatte ja keine Engländer mehr zu verrathen, war ihnen also nichts nutz.

So sah er sich von allen Seiten verlassen, ja, sogar die Teresina machte ängstliche Gesichter, wenn er kam, gab zitternd ihre paar Scudi her, und zeigte deutlich, daß auch sie von dem allgemeinen Verdacht angesteckt war.

Natürlich hatte auch der General Löffling die ganze Geschichte erfahren und offen mit der Teresina darüber gesprochen. Daß sie nichts wußte, sah er wohl; aber der Vorfall mahnte ihn doch zur Vorsicht, und er hatte seitdem Nachts immer seine gezognen Pistolen auf dem Marmortische neben seinem Bette stehn. Um Aufsehn und Mißbrauch zu vermeiden, war das Käst-chen bei Tage fest verschlossen und stand nur Nachts offen, so wußte weiter niemand von den Waffen.

Auf dem Kamin brannte ein Nachtlicht, das ein grüner Schirm ihm aus den Augen nahm. Dazu war der Flur abgeschlossen und die Thür fest und gut.

„Auch ist es gar nicht Sitte der Römischen Räuber, auf Einbruch auszugehn," pflegte der General zu sagen: sie halten offenbar den Straßenraub wie eine Art Krieg, für das einzig Anständige in ihrem Geschäft. Dieses Traumbuch von einem Engländer, sich so einfangen, einwickeln und ausrauben zu lassen! Die hätten mir kommen sollen! Daß der Greppo aber ein Schlingel ist, halte ich jetzt für ausgemacht; und wußte sich immer so unschuldig anzustellen!"

Viertes Kapitel.

Teresina hatte sich für ihre Ersparnisse in der ersten guten Zeit silberne Löffel gekauft. Die behielten ihren Werth, sagte sie. Nun mußte Sie Alles wieder verkaufen, um nur Greppo über dem Wasser zu erhalten. Er war immer in Noth, hatte nichts zu thun und wußte auch nichts zu finden. Selbst „die Jäger“ wollten ihn nicht haben: er sei zu schwach und zu langsam.

Weinend klagte Teresina der Padrona ihre Leiden und eines Tages kam sie gar zum General selbst mit der Nachricht, sie wolle sich ganz von ihrem Manne lossagen: er sei wirklich schlecht und habe mit dürren Worten von ihr verlangt, sie solle dem Padrone das Geldkästchen stehlen, das er Nachts auf seinem Marmortische stehn habe.

Dies war eine ernsthafte Sache. Die Bande hatte also ein Aug' auf die Kasse des Generals und Greppo war ihr Kundschafter. Der General schob die Mütze hin und her, die Signora wurde gerufen; und Beide

überlegten, ob sie darein willigen oder was sie dabei thun sollten. Als Teresina standhaft bei ihrem Entschlusse zur Trennung blieb, wurde endlich beschlossen, Greppo das Haus zu verbieten.

„Es ist gut Teresina," fügte der Padrone hinzu, „daß Du ihn los bist; denn nun siehst Du doch wohl ein, daß er nicht mit Unrecht in Verdacht war, den Lord Exmouth an die Straßenräuber verrathen zu haben."

„„Das fiel mir gleich ein,"" gab Teresina zu und trocknete sich die Thränen ab, „„als er mir den schändlichen Vorschlag machte.""

„Wer hat ihm aber nur verrathen, daß ich das Geldkistchen auf dem Marmortische stehn habe?"

„„Das muß er dem Kinde abgefragt haben.""

„Und woher mags wohl das Kind haben?"

„„Das hat sie von uns Papa,"" fiel Ida, das Töchterchen des Padrone, ein.

„So!" sagte er, „und Ihr habt Euch das gedacht; nicht wahr? Denn gesagt hats Euch doch wohl Niemand?"

„„O ja, die Sophie!"" riefen die Kinder, Max und Ida, wie aus Einem Munde. Dies war dem General genug. Er sah, Teresina hatte nichts ausgeplaudert; auch wußte er ja aus langer Erfahrung, daß sie die Zuverlässigste unter der ganzen Dienerschaft war.

„Teresina," sagte er und reichte ihr die Hand, „ich verlasse mich ganz auf Dich und glaube, daß ich dies sicher thun kann."

„„Ach,““ seufzte die arme Frau, „„hätt' ich das Alles eher gewußt, so wäre mirs auch klar gewesen, woher dieser Peppo seine Bosheit hat!““

Der General hatte sein Schlafzimmer im ersten Stock, die Familie oben. Zur Vorsicht nahm er seinen treuen Diener Moritz zu sich. Der mußte neben ihm schlafen. „Es ist zwar überflüssig, Moritz,“ bemerkte er, „aber vor dem Feinde darf man sich nicht blos geben, besonders wenn der Krieg ausdrücklich erklärt ist, wie wirs so eben mit dieser Bande gemacht haben. Denn dieser Greppo ist offenbar nicht ohne Genossen, und mein sogenanntes Geldkästchen liegt ihm im Sinn.

Auch ein Hündchen sollte kommen — für die Kinder. Moritz hatt' es schon auf dem Handel, angeschafft aber war es noch nicht. Dafür hatte die Teresina ihr Zimmer im ersten Stock dicht neben der Vorsaalthür.

Fünftes Kapitel.

Greppo hatte gedacht, er könne das Unternehmen auf die Kassette des Generals allein ausführen, wenn sich nur die Teresina bereden ließe, ihm beizustehn, und sah sich unbarmherzig aus dem Traume gerissen, als nun sogar seine Madonna sich förmlich und für immer von ihm lossagte. Wenn etwas Gutes an ihm war, so war es seine leidenschaftliche Liebe zu der schönen Frau; und diese hatte ihn auch so lange bei seinem ehrlichen Berufe als Schuster erhalten. In einer bösen Stunde hatte er sich wieder den Versuchungen des Ciceronelebens ausgesetzt, die ihn diesmal ganz ins Unglück gestürzt, ja, gänzlich ins Unglück. Er fühlte sich von Allen verstoßen, verdammt und unsäglich elend. Nichts blieb ihm übrig, als die Gesellschaft und der Wirth in den Kätzchen, wenn er nämlich Geld hatte, und doch war's ihm auch wieder unheimlich dabei, denn er galt ihnen nichts mehr, sie duldeten ihn nur noch, damit er nicht etwa spräche. Halb unschlüssig und halb entschlossen schwankte er hin; sein letztes Geld in der Tasche rückte er den Kätzchen immer näher.

Pistruccio saß wieder da, den spitzen Hut auf's Ohr geschoben und plauderte mit dem Wirth über einer Pfeife und einem Glase Rothen.

„Du siehst ja aus, Greppo, als wäre Dir die Petersilie verhagelt! Was fehlt Dir, alter Krauskopf?“ So redete Pistruccio ihn an.

Er erzählte sein ganzes Leiden, sein Herz zu erleichtern. „Ei, Du Goldfisch!“ rief Pistruccio aus, „Deine Geschichte ist ja fast ebenso gut, als die Lordsgeschichte. Dem alten Sünder von General wollen wir die Posen ausziehn. Wir wickeln ihn in seine seidne Decke wie den Lord in seinen Mantel; die Kehle brauchen wir ihm nicht gleich abzuschneiden, wenn wir ihn nur verhindern, sie zur Unzeit zu brauchen. Also heut' erst hat sie Dir den Abschied gegeben?“

„„Eben erst, aber auch in allem Ernst! und solch' ein Frauenzimmer! Sie hat ihres Gleichen nicht, weder in Rom, noch in Rocca di Papa; und das will was sagen! Der alte Gutschmecker von einem Padrone! Es sollte mich nicht wundern, wenn der es auch entdeckt hätte!““

„Der alte General? Höre, Greppo, da verzweifle Du nur nicht. Frauenzimmer sind Dir gar zu gutmüthig. Du mußt ihr nur recht jämmerlich zureden. Bereue all' Deine Sünden, beichte ihr und laß sie Dir vergeben. Wenn Du recht auf Dich selber schiltst, so nimmt sie Deine Partie. Sie thut es, das schwör' ich Dir! Schüttle mir nicht mit dem Kopf; ich weiß, wie es dabei zugeht. Ihr bist Du ja treu genug ge-

blieben. Und dann bitte sie nur noch um eine Gunst, um einen Abschied, wenn die Andern zu Bett seien. Es brauche's ja niemand zu erfahren. Daß Du allein dem alten Eisenfresser nicht beikommen konntest, hast Du nun wohl eingesehen. Wenn wir Dir aber beistehn und Du nur Deine Schöne zum Abschiednehmen bewegen willst, so ist die Sache gemacht. — Wirth! gieb uns noch eine Rothe! vom Besten!"

Sechstes Kapitel.

Der alte General hatte also wohl Recht: es war Krieg, obgleich es auch wieder wahr ist, daß er ihn mit seiner Rüstung angestiftet hatte. Der folgende Tag verging ruhig; ebenso die Nacht. Als der General den Abend darnach zu Bette ging — seine L'hombrefreunde hatten sich eben verabschiedet, — scherzte er mit Moritz über das angebliche Geldkistchen, das den Bruch mit Greppo herbeigeführt hatte, und fragte dann, aber wie kam es, daß Du das Hündchen nicht geholt hast? Es wäre doch besser, wir hätten es, damit sie uns nicht im Schlaf die Kehlen abschneiden."

„„Der Regen strömte den ganzen Tag, Herr, und ich schlafe eben so leise, als der beste Haushund. Sein Sie darum außer Sorge!""

Ob sie lange geschlafen hatten oder eben erst eingeschlafen waren, das wußten sie nicht, als Moritz den General rasch weckte und flüsterte: „Hören Sie nicht ein Rauschen an der Gangthür?"

Der General war gleich ermuntert und saß mit der Pistole in der Hand im Bette. Die Thür ihm gegenüber ging leise auf, eine große Gestalt trat herein, das Nachtlicht warf den Schatten des Räubers auf die Tapete und ein blanker Dolch blitzte in seiner Hand. So schritt er rasch auf das Bette des Generals los.

Chi va la? — Wer da? — rief der General.

Avanti! — Vorwärts! schrie es draußen.

Ueberfall und Verrath! brummte der General, zielte und schoß. Ein Schuß! ein zweiter! Das Zimmer wurde hell bei den Pulverblitzen: die Gestalt erschien vollkommen deutlich; aber — sie wankte zurück und stürzte ächzend zu Boden.

Avanti! amazzategli! Vorwärts! schlagt sie todt! rief dieselbe Stimme, die vorher vom Flur her geantwortet hatte. Es schien eine ganze Bande im Anrücken begriffen zu sein.

Di qua! alla testa! — Hieher! Schieß ihm vor den Kopf! schrie der General, und sprang aus dem Bette.

Er selbst mit der zweiten Pistole, Moritz mit dem Degen, — Beide rannten vor bis zu Füßen der Betten auf die Thür los und stürzten im Hemde auf das Schlachtfeld. Sie schritten über den Gefallnen hinweg. Jetzt waren sie auf dem Flur. Wo war der Feind?

Als Pistruccio und Giacomo Coda — denn sie waren es — sahen, daß „der Alte“ nicht allein war und den Giacomo Capo richtig bedient hatte, suchten sie zunächst Greppo von Teresinen loszureißen. Aber

Teresina umklammerte ihn mit rasender Wuth und hielt ihn fest.

Als dann der General und Moritz an der Treppenthür erschienen, waren die Räuber schon zur Hausthür hinaus. Teresinen und Greppo hatten sie rasch niedergestoßen, erst sie, damit sie ihn loslassen sollte, dann ihn, damit er sie nicht verrathen könne. Die arme Teresina hatten sie wohl nur schrecken wollen; Greppo hingegen hatten sie sicher genommen. Auf dem Flur hätten sie, mit ihren Messern und bei dem ungewissen Licht der Nachtlampe aus dem Zimmer, gefährliche Gegner werden können. Aber sie fürchteten, die Sbirren möchten auf die Pistolenschüsse herbeikommen und ihnen den Rückzug abschneiden. Darum hielten sie nicht Stand.

Das ganze Haus rannte zusammen, der Padrone di Casa, — der Hausherr, — mit Licht, die Signora, des Generals Frau, außer sich vor Schrecken, die Mägde — alles halb angezogen. Der General beruhigte seine Gemahlin und schickte die Frauenzimmer fort. Moritz brachte ihm den Schlafrock. Der Auftritt, der sich darbot, war schauerlich. Der Anführer des schändlichen Ueberfalls lag erschossen in der Thür des Schlafzimmers. Greppo hing kopfüber die Treppe hinunter. Teresina wurde vom untern Flur aufgehoben. Sie war über Greppo hingefallen. Sie konnte noch reden und erzählte unter unsäglichen Schmerzen Greppo's Verrath. Er hatte Besserung versprochen und sie um eine Zusammenkunft beschworen unter den heißesten Betheu-

rungen seiner Liebe und Treue. So wie sie vor die Thür getreten, hab' er sie mit seinen Mordgesellen überfallen. Sie weinte und klagte über ihre Leichtgläubigkeit und Schwäche. Sie sei an allem Unheil schuld. Dann fiel die arme Teresina in Verzweiflung und mit einem Schmerzensschrei zurück auf die Steine des Hausflurs und gab ihren Geist auf.

Die Nachtwächter, — die Sbirren, — waren indessen ins Haus gedrungen, hatten den Bericht der Sterbenden mit angehört und ließen die Todten ins Lazareth tragen.

Die ganze Nachbarschaft war durch die Pistolenschüsse aufgestört. Boten kamen von rechts und links. Alles erkundigte sich theilnehmend. Wie ein Lauffeuer ging die Geschichte von Haus zu Haus; und am andern Tage fand sie ihren Weg durch alle Straßen der heiligen Stadt. Die Leute sagten, es ist gut, daß dies einem Soldaten begegnet ist, unser Einer wäre abgeschlachtet worden wie ein Osterlamm.

Der General und seine Dienerschaft mußte vor Gericht erscheinen. Die Sache wurde untersucht und Alles angestellt, um die verwegnen Mörder der Grepos zu fangen. Aber der Einzige, der sie hätte verrathen können, der Wirth „zu den Kätzchen," wollte nicht sprechen und war froh, daß er nicht gefragt wurde.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Pistolenschüsse des Generals hatten alle Erwachsne im ganzen Hause aufgestört, aber nicht die Kinder. Die schliefen hart und fest bis in den hellen Morgen hinein. Dann gelangte die Geschichte, natürlich durch die Mägde, auch an sie. Max, des Generals Aeltester, gerieth in große Aufregung und war kaum beim Anziehn zu erhalten. Seine Schwester Ida rief weinend und schluchzend nach ihrer Peppina — sie nannte sie ihre Puppina — von der sie unzertrennlich war und die sie auch für umgekommen hielt.

Auf ihr Rufen kam die arme Kleine zum Vorschein. Im Hemde, wie sie aus dem Bett gestiegen war, trat sie herein und klagte, ihre Mutter habe sie ganz vergessen und sei nicht zum Anziehn gekommen. Ida küßte sie und strich ihr das Haar aus der Stirn. Dabei weinte sie und erzählte ihr, daß ihre Mutter Teresina todt sei. Nun fing auch Peppina an zu weinen und nach ihrer Mutter zu rufen.

Der General hörte dies und kam dazu. Ruhig

sah er dem Auftritt einen Augenblick zu; dann überwältigte es ihn, und er wandte sich rasch weg, um die Kinder nicht sehn zu lassen, wie ihm geschah.

Julie, seine Frau, hatte es aber bemerkt, sie trat zu ihm heran, drückte ihm die Hand für seine Theilnahme an dem Schicksal des Kindes und sagte: „Die arme Waise! Und wir hatten gar nicht an das Kind gedacht! kein Mensch, auch ich nicht, bis ich Ida rufen hörte!“

„„Nun müssen wir sie freilich wohl behalten, liebes Kind, oder wie meinst Du?““

„Die Ida wäre außer sich, wenn sie ihre Puppina verlieren sollte. Ach, Ludwig, das hat die Ida von Dir. Sie hat ihren Kopf für sich; sie wäre außer sich.“

„„Und der Max wohl auch.““

„Ich kann mirs nicht anders denken, als daß wir die Drei zusammen aufziehn.“

Sie gingen Arm in Arm ins Frühstückszimmer. Unterdessen waren die Kinder angezogen, und Max und Ida führten die Peppina herein, die ächt italienisch gegen die beiden blonden deutschen Kinder abstach.

„Nicht wahr, Vater,“ fragte Max, und schaute ernsthaft drein mit seinen offnen germanischen Augen, „Du leidest es nicht, daß sie uns auch noch die Peppina erstechen und schießest sie todt, wie den Räuber über Nacht, wenn sie es thun wollen?“

„„Und nicht wahr, Papa,““ fiel Ida ein, „„die Puppina ist jetzt mein Kind? Ich will sie haben. Ich

bin schon Ein Jahr älter; ich will ihre Mama sein und sie alle Morgen waschen und anziehn.""

„Ja, Kinder, wir behalten sie,"" sagte Löffling, küßte alle Drei und schickte sie dann zum Frühstück. Er selbst setzte sich mit seiner Julie zur Chocolade und blies in einiger Aufregung den Rauch der Cigarette in die Luft. Seine Gemahlin sah ihm, offenbar mit Wohlgefallen und Befriedigung zu. Er hatte ihr heute, wie gewöhnlich, zu Willen gelebt; und sie war stolz auf den stattlichen Mann, wie Eine. Wir haben ihn wohl den alten General nennen hören; aber mit seinem Alter hatte es gute Wege, er war in seinen besten Jahren, obschon er nicht jung geheirathet hatte, was ja die Offiziere meist nicht können. Gestalt und Gesicht waren gebietend und zugleich freundlich. Wo er sich zeigte, erkannte Jeder in ihm den Padrone; und Mancher, der ihn zum ersten Mal sah, gab ihm, auch wenn er bürgerlich gekleidet ging, einen militairischen Titel. Die Maler studirten den Kopf und hätten ihn gern für ihre Bilder benutzt, wenn er nur hätte sitzen wollen. Sie lauerten ihm im Caffé Ruspoli auf, wo er manchmal Billard spielte, und skizzirten ihn heimlich. Einer schickte ihm mal ein gelungnes Bild, das er ihm so abgestohlen und bat nur um Eine Sitzung; aber er konnte sie nicht erlangen; und die Frau Generalin kaufte das Bild, wie es war.

Mit seiner Julie hätten sie es gern ebenso gemacht. Das ging aber nicht. Der Eine von den Brüdern Riepenhausen war daher sehr glücklich, als die unnahbare

Schöne ihm zu einem Bilde saß. Der General wollte es als Gegenstück zu seinem haben.

„Fast griechische Züge," sagte der Maler, „mit so viel deutscher Seele!" Und das Bild machte Aufsehn. In ihm wurden die Leute erst klug aus diesem feinen wunderbar wohlwollenden Gesicht.

Als sie ihm so beim Frühstück gegenübersaß, entging es ihr nicht, daß es in seiner Seele arbeitete, und sie bat: „Sage mir, was Du denkst!"

„„Julie,"" erwiderte er, „„diese unselige Nacht treibt uns fort von Rom; es thut mir leid; ich habe Freunde gefunden."" — —

„Man wohnt sich hier ein" — —

„„Aber ich will mich hier nicht anstieren lassen wegen des elenden Abenteuers, und nur hier bleiben, so lange das Gericht mich dazu nöthigt.""

„Das ist ganz mein Gefühl, lieber Ludwig, dieses Haus müßten wir ja doch verlassen, wenn wir auch in Rom blieben."

„„Ich werde mich durch unsern Gesandten dem Cardinal Staatssecretär vorstellen lassen — um 11 seh' ich ihn — und dadurch hoffentlich rasch los kommen.""

Hier ließ sich der Monsignore Matteucci melden: Er wußte nicht genug zu bedauern, daß so etwas in Rom vorgekommen und grade einen so ausgezeichneten Mann habe treffen müssen; und der General möge genehmigen, in einer gerichtlichen Aussage den Vorfall aufzuklären, so weit er es vermöge. Er erhielt eine Wache vor der Hausthür, weil man fürchtete, so

hieß es, die Trasteveraner könnten sein Hôtel stürmen. — Dies lag wirklich nicht so weit aus dem Wege, als in andern civilisirten Städten; denn die Römer hatten damals eine merkwürdige Zärtlichkeit für „die armen Verbrecher.“

Durch die Vermittlung des Gesandten erreichte der General übrigens sehr bald den Abschluß der eingeleiteten Untersuchung so weit sie ihn anging. War doch Greppo, wenn auch nicht Giacomo der Polizei und dem Gerichte nicht unbekannt; dazu kam der Bericht der Sbirren über Teresinens Aussage. Man mußte den General von aller Schuld freisprechen, wenn er den Mörder erschossen, den man mit dem Messer in der Hand bei seinem Bette aufgehoben hatte. Und in kurzem rollte der stattliche Reisewagen mit der Familie Löffling zur Porta del Popolo, — dem Volksthor, — hinaus und entführte die verwaiſ'te kleine Peppina in ein fremdes nordisches Land.

Zweites Kapitel.

Die Trasteveraner waren also doch dem General nicht auffässig geworden. Pardolo sagte: „Ihr seht, der Padrone mußte sich seiner Haut wehren; er hatte Recht!“

Die Leute wurden aufgefordert zu sagen, wer der Erschoßne, der Unbekannte, sei. Keiner wollte ihn kennen. „Er ist kein Römer,“ hieß es; „den Schuster aber kennen wir wohl; er hat eilf Jahre an der Tiber den Leisten geklopft“ —

— „Und den Peppo,“ — setzte Pardolo hinzu. Pardolo kannte den Giacomo Capo, — den Kopf-Jacob, — wirklich nicht; aber Andre zogen eine so pfiffige Miene auf, daß man wohl sah, was ihnen durch den Kopf ging. Pistruccio und sein Spießgeselle, der Giacomo Coda, — Zopf-Jacob, — wie er geschimpft wurde, hatten also Grund genug, wieder einmal unsichtbar zu werden.

„Wäre der alte General erstochen worden,“ sagte Pistruccio, „sie hätten einen Verräther gekauft; für die Greppos geben sie wohl nichts aus, aber bewahrt ist

immer besser, als beklagt!“ Und sie gingen ins Gebirge.

Wenn man durch die Pontinischen Sümpfe fährt, sieht man links am grauen Felsgebirge eine Stadt hängen. Sie heißt Sonnino. Hieher flüchteten sich die geschlagnen Cacciatori und lauerten hinter Terracina gelegentlich einer Kutsche auf. Die Straße nach Neapel wurde unsicher, aber auch Sonnino für die Cacciatori. Ihre Thaten dienten ihnen nicht zur Empfehlung, und sobald sie ruchtbar wurden, fingen die Leute an, unbekannten Gästen auf die Finger zu sehn. Da hieß es denn wieder weiter wandern.

Drittes Kapitel.

Für die Gesellschaft in dem großen Familienwagen, den wir auf dem Wege nach Perugia zur Porta del Popolo — zum Volksthor — hinaus rollen sahn, wurde es wichtig, was der Abreise des Generals unmittelbar vorhergegangen war. Der General hatte nicht davon gesprochen, wenigstens nicht zu Unbekannten und Fremden, daß er über Perugia nach Florenz wollte. Freilich hatte er seinem Hauswirthe aufsagen müssen. Der hatte theilnehmend gefragt: „also nach Neapel?“ und der General hatte genickt und gedacht, was gehts dich an?

Nicht so schlau war Moritz gewesen. Er hatte den Reisewagen aus der Remise zum Schmied nehmen und nachsehn lassen müssen. Bei der Gelegenheit hatte er sich ausfragen lassen, und es wollte der Zufall, daß die Remise dem Wirth „zu den Kätzchen“ gehörte. Moritz hatte sich ein Glas Albanerwein bei ihm gefallen lassen, als er ihm die Miethe bezahlte; und so hatte der schlaue Fuchs in den Kätzchen bald Alles er-

fahren, was er wissen wollte. Natürlich waren Pistruccio und Giacomo Coda lange im Besitz des Geheimnisses der Remise gewesen und erfuhren nun zu ihrer nicht geringen Genugthuung, daß der Padrone über Perugia durchs Gebirge reisen werde. Das war ihnen grade zu Ohren gekommen, als sie Sonnino verlassen und sich wieder nach Trastevere geschlichen hatten.

Moritz hatte sich den Abend etwas lange in den Kätzchen aufgehalten und war in muntrer Laune gewesen, als sein Herr die Quittung über die Remisenmiethe von ihm entgegen genommen. Nun hatte sich folgendes Gespräch entsponnen:

„Wo bist Du so lange gewesen, Moritz?"

„„In den Kätzchen, Herr; nach der Bezahlung hat mir der Wirth ein Glas Wein vorgesetzt. Das hab' ich angenommen.""

„So?! hm! Du hast ihm doch nichts gesagt?"

„„Was sollte ich ihm gesagt haben?""

„Welchen Weg wir morgen nehmen."

„„Ja, Herr, das hab' ich ihm gesagt. Er ist ein respectabler Bürgersmann und führt eine gute Küche, die er selber besorgt.""

„Hm! die Polizei denkt nicht ganz so günstig von ihm, als Du, Moritz. Greppo pflegte bei ihm einzukehren: und es war nahe daran, daß er wegen der Grepposchen Geschichte eingezogen wurde. Wenn Du uns da nur nicht was eingerührt hast, Moritz! Statt um zehn fahren wir nun früh um vier Uhr ab, hörst Du?! Mach Alles dazu fertig; Du wirst zu thun

haben. Um drei soll das Frühstück auf dem Tisch sein."

Moritz wollte gehen; — „Noch eins! Richte unsre Büchsen gut ein. Laden will ich sie selbst. Laß Dir aber gegen die Frauenzimmer nichts merken! Es ist nur zur Vorsicht. Und wenn Du erschossen wirst, so hast Du Dirs selber zuzuschreiben, Freund Moritz! Denn den Wirth in den Kätzchen gingen unsre Reisepläne nichts an."

„„Ja, Herr, wenn ich gewußt hätte"" — — —

„Es ist wenigstens gut, daß Du mir die Wahrheit gesagt hast. Ich hätte Dich freilich auch warnen können. Nun, die Straßen sind eben überall nicht ganz sicher, und es ist auf alle Fälle besser, man sieht sich vor. Du hast genau auf den Weg und die Umgebung zu achten. Von Deinem Sitz kannst Du immer Alles übersehn, und wenn's ein offner Anfall ist, ihm vielleicht zuvorkommen. Wenns aber ein Hinterhalt ist, steigen wir rasch ab, verbergen die Waffen und legen uns flach auf den Boden. Wenn ich nieder! kommandire, weißt Du was ich meine."

„„Absteigen und niederliegen! zu Befehl, Herr General!""

„Nun, ich hoffe, es ist nicht nöthig, mein Junge; also morgen früh um vier!"

Der General wäre den Räubern mit seiner beschleunigten Abreise allerdings zuvorgekommen, wenn sie nicht schon wieder in Rom gewesen wären. So waren sie nun bereits auf dem Wege in den Appennin, —

denn sie fanden es rathsam, das Gerücht ihrer Unthaten etwas weiter von Rom zu entfernen, — als die Familie Löffling noch am Corso in ihren Betten lag. Sie ritten Nacht und Tag, bis sie das schöne Gebirge erreicht hatten, das ihnen kühlere Schlupfwinkel darbot, als der kahle Felsrücken von Sonnino. Ihre Pferde hatten sie in Perugia gelassen. Nun suchten sie sich einen gelegnen Hinterhalt aus. Eine buschige Felsgruppe diente ihnen dazu.

„Hier wollen wir Deinen Bruder rächen," sagte Pistruccio zu Giacomo Coda, „denn von hier aus können wir sie alle, wie Spatzen, erschießen, und wagen nichts dabei. Den alten Neuntödter nehm' ich auf mich. Er wird seine Nase schon herausstrecken, darauf kenn' ich ihn. Die Frauenzimmer können wir dann mit ins Gebirge nehmen."

Viertes Kapitel.

Solcher Gefahr fuhren unsre Freunde entgegen. Es ist wahr, als ihnen bis Perugia nichts begegnet war, fühlten der General und Moritz sich schon um Vieles sichrer; denn in der Gegend von Terni hätten Wegelagerer doch gewiß die besten Verstecke gefunden.

Es war schon spät und eine schöne Mondnacht, als sie in der alten Bergstadt Perugia ankamen. Sie aßen zu Abend, fanden aber die Gelegenheit im Gasthause so wenig einladend, daß sie beschlossen, die kühle Nacht zur Weiterreise zu benutzen. Der General that seinen Mantel um, setzte sich zu Moritz heraus, gab ihm eine Cigarre, rauchte mit ihm und genoß die Fahrt durch das fruchtbare von edlen Bäumen bewaldete Gebirge, in dem sich die schöne Straße entlang zog. Dieselbe Straße war er vor Jahren mit seiner Braut in einem offnen Wagen gefahren; eine schöne Erinnrung! Die starke Ansteigung auf den Kamm sollten die Reisenden durch vorgelegte Ochsen hinaufgezogen werden. Zu dem Zweck hielt der Wagen, und der Postil-

lion pfiff laut nach dem Vorspann. Dies tauchte auch sehr bald zur Seite aus dem Gebüsch auf.

„Das ist doch grade, als wenn er das Zeichen gäbe zu einem nächtlichen Ueberfall; was ist es nur, Ludwig?“ rief die Frau Generalin aus dem Fenster hervor.

„„Erinnerst Du Dich nicht, Julie; er pfeift nach dem Vorspann. Hier werden die Ochsen vorgelegt.““

Julie erinnerte sich ihrer Brautfahrt und heitre Bilder beschäftigten sie: die Furcht war vergessen.

Die Ochsen kamen gemächlich herangeschritten, wurden vorgelegt und der seltsame Zug, vier Pferde und vier schwarze Ochsen, wand sich langsam den Berg hinan. Eine liebliche Aussicht über viele Waldthäler in diesem südlichen Mondlicht, das mit dem Sonnenlichte wetteifert, wurde immer weiter, wie der Wagen den Kamm des Gebirges erklomm. Auf der Höhe wurden die Ochsen entlassen; und mit lustigem Peitschengeknall galloppirte der gutgelaunte Jüngling, der das stattliche Geschirr führte, auf ziemlich ebner Straße weiter.

Aber aus dieser heitern Fahrt glücklicher Menschen sollte das blutige Trauerspiel des tückischen Verbrechens werden. Hier war es! — —

Plötzlich fiel ein Schuß — hinter dem Felsen vor; der Blitz des Feuerrohrs zeigte die Stelle genau.

Das Leinpferd, ein prächtiger Rappen, stürzte; der Wagen hielt mit einem plötzlichen Anprall; die Frauenzimmer im Wagen schrieen auf, die Kinder weinten;

ein zweiter Schuß schlug vorne in den Wagen: er galt den absteigenden Männern.

„Ergebt euch!“ rief Einer hinter dem Felsen vor, oder wir erschießen Euch alle!“

Moritz und der General waren unter dem Feuer sogleich vom Wagen geglitten und pfeilschnell hatte Moritz den Felsenvorsprung des ersten Schützen erreicht. Er konnte ihn nicht fehlen, so dicht stand der Räuber vor ihm; und erschoß ihn beim Laden.

Schnell raffte er das Gewehr des Gefallnen auf und warf es dem Postillion zu, der ebenfalls abgesessen war. Dann sprang er, gelenk wie ein Tiger und befeuert durch die Aufregung, auf den Felsblock zu, wo der Schuß des zweiten Räubers aus dem Gebüsch aufgeblitzt war. Dieser lag im Anschlage auf den General, der um die Kutsche herumkam, verlor aber sein Ziel, als Moritz ihm auf den Leib sprang. Der Schuß ging fehl, und mit Verlust der Waffe, die Moritz ergriffen hatte, stürzte der Räuber die Felsen hinunter — einen nähern Weg zu Thale, als der Fahrweg, den die Reisenden gekommen waren. Dahin konnte ihm nun freilich niemand folgen.

Der General war nicht zu Schuß gekommen; so rasch hatte Moritz allein den Feind angegriffen, geschlagen und entwaffnet. Sie überzeugten sich aber erst nach einigem Suchen, daß die Felsgruppe nicht weiter besetzt war.

„Du hast Dich brav benommen, Moritz,“ sagte der General, „aber Du hättest uns freilich das Scharmützel nicht erst anstiften sollen!“

„„Herr, wo sollten die wohl so weit herkommen?““

„Von Rom! Sieh her! Erkennst Du meine Doppelbüchse, die mir in Rom gestohlen wurde, mit der Du selber damals Greppo in Verdacht hattest, und die Du mir da eben vor Augen hältst?“

So verlief dieser mörderische Ueberfall. Die Familie konnte von Glück sagen. Im Wagen waren Frauen und Kinder mit dem Schrecken davon gekommen, und die beiden Kämpfer waren grade wegen ihrer Kühnheit und Geistesgegenwart unverletzt geblieben. Alles fand sich nun, gerettet aus einer furchtbaren Gefahr, vor dem Wagen auf dem Bergkamm des Appenins beisammen, die Frauenzimmer und die Kinder noch immer in großer Angst und Aufregung.

Das gefallne Pferd mußte nun ausgespannt werden; den gefallnen Räuber ließen sie hinter seinem Felsen liegen. Der Ochsentreiber, der auf die Schüsse herbeigekommen war, wie die Pfiffe nach ihm den Räubern zum Signal hatten dienen müssen, der Ochsentreiber versprach Alles zu besorgen und die Begebenheit nach Perugia zu berichten. Der General bezahlte ihn für seine Mühe und setzte die Reise mit den übrigen drei Pferden fort.

„Es waltet ein eigner Unstern über diese Römerfahrt,“ sagte Löffling, „ist uns doch sonst nichts dergleichen begegnet!“

„„Kommt alles von Deinem Interesse für die Madonna Teresina, das arme Wesen!“ erwiderte die Frau halb scherzend, halb traurig.

„Das ist die reine Wahrheit, nur daß Du dieses Interesse vollkommen getheilt hast, meine Theure!“

„„So wird man regelmäßig dafür bestraft, wenn mans gut mit den Leuten meint und sich auf fremde Angelegenheiten einläßt.““

„Nun, bis jetzt sind wir mit der Drohung des Unheils davon gekommen. Ich hatte etwas Privatkrieg zu führen. Heute hab' ich nur zu kommandiren brauchen. Der Moritz ist ein Plappermaul, aber brav und gewandt!“

„„Und ich hoffe, unser Interesse an der Peppina soll uns nichts Aehnliches zuziehn. Weißt Du was, wir wollen ihr diesen ungeschickten Namen abnehmen und sie Bianca della Rocca — Blanka von Felsberg — nennen, weil sie doch von Rocca di Papa herstammt.““

„Oder weil es Dir bei diesem Felsen des Appenins in den Sinn gekommen ist,“ sagte Löffling, und zeigte auf den verhängnißvollen Fels zurück, den sie soeben verließen.

Fünftes Kapitel.

Von den beiden Räubern war Pistruccio der überlebende. Giacomo Coda lag hinter dem Felsen und wartete auf die Gerichtsboten von Perugia. Moritz hatte ihn nur zu gut getroffen. Angenehmer hätte der Schlingel sich die Abreise aus dem Leben nicht bestellen können. Sein Geselle Pistruccio hingegen, der nur zu Thale gereis't war, fuhr genau genommen viel schlechter. Freilich war er noch am Leben, aber als er unten ankam, halb fallend, halb springend über Block und Stock hatte er von seiner steilen Fahrt Brauschen und Wunden genug. Half aber nichts; er eilte, so schnell seine verstauchten Füße ihn tragen wollten, nach Perugia zu den Pferden. Wenn ihm das Gerücht zuvor kam, so war es ja halsgefährlich, die Pferde abzuholen, Ein Reiter, zwei Pferde, nachdem Ein Räuber erschossen und Einer entkommen war. Er zahlte den Wirth, sattelte beide Pferde und sagte, sein Begleiter sei vorausgegangen.

Die Leute im Wirthshause wußten noch nichts;

allein Pistruccio wußte was er gethan hatte und glaubte doch zu bemerken, daß sie seine Brauschen und seinen Riß in den Hosen argwöhnisch ansahen. Und kaum war er aus dem Hofe und zum Thor hinausgeritten, so pflog auch wirklich das Gerücht, in hundert Gestalten, all über das Land. Und wenn ihm Einer begegnete, so stand er verwundert still und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, das ist im Leben nicht richtig, wie kommt der Mensch zu dem Beipferde; holte ihn aber ja ein Reiter ein oder ein Postzug, dann war es allemal die Frage, die ihn beunruhigte, ob die es wohl schon wüßten. Pistruccio hätte sein Beipferd verschlucken mögen, um nur diesen gesattelten Verräther seiner Unthat los zu sein. Er dachte hin und her, was er nur thun sollte. Endlich warf er den Sattel in die Tiber, ließ das Pferd abgezäumt los und trieb es einem Bauer in's Feld.

Einen Augenblick fühlte er sich wie frei und gerettet; der nächste, der ihm begegnete, wünschte ihm wirklich guten Tag und Glück auf den Weg; selbst sein Pferd war von dem neuen Muthe angesteckt und galloppirte wie toll den Fluß entlang. Freilich mußte es zuletzt wohl müde werden, und am Ende war er durch das Laufenlassen des Handpferdes nicht viel gebessert. Denn nun mußte der einzelne Reiter, der sein Pferd müde jagte, doch der entkommne fliehende Straßenräuber und er mußte ganz in der Nähe sein, weil der Bauer ein herrenloses Pferd in seinem Felde gefunden. Die Leute im Wirthshause von Perugia hatten gewiß ge-

plaudert und ihren Verdacht gegen den Reiter mitgetheilt. Zu Fuß wäre er wie jeder andre Mensch; warum sollte er nicht ganz ehrlich des Weges kommen? Also verrieth ihn jetzt am Ende sein eignes Pferd, und er sah wohl ein, es sei besser, er verlöre sein Pferd, als seinen Hals. Was sollte er aber anfangen? Sollte er auch das zweite Pferd irgend einem Bauer in's Feld jagen, und sich, sobald man Verdacht schöpfte, daß er diese Straße gehalten, verfolgen lassen, er zu Fuß, die andern zu Pferde? — Ein Trupp Reiter jagte daher, sie folgten ihm, sie kamen ihm näher; die Straße war nicht zu halten; das Pferd oder den Hals! riefs ihm aus seiner Seele zu. Er jagte das Pferd in die Tiber grad' hinter einem Vorsprung des Ufers und verschwand seitwärts in dem Weinfelde. Es war noch ein Glück, daß die Flußbiegung und das hohe Rebenfeld gekommen waren.

Die Pferde waren also beide verloren, aber der Hals doch noch nicht.

Pistruccio begegnete keinem Winzer, wie er in der Hitze durch die Rebenfelder hinkte. Er erreichte die Campagna. Da sah er den Dom von St. Peter. Dort, wo der lag, war Trastevere. Es war noch weit, meilenweit, wie sollt' ers erreichen, erschöpft und schlecht zu Fuß wie er war? Er warf sich ganz zerschlagen auf einem Grashügel hin, und versank sogleich in einen betäubenden Schlaf. So lang der dauerte, war er seine Angst los. Endlich schreckte ihn das Wiehern eines Pferdes wieder auf. Eines Pferdes!

Schon sah er sich in den Händen der Verfolger. Er wollte entfliehn. Da rannte er — gegen sein eignes Pferd. Es gras'te gesattelt und gezäumt, wie ers in die Tieber gejagt, am Fuße seines Hügels. Er bestieg es, und ritt durch Felder, die ihm wohlbekannt waren, nach Rom.

In der ewigen Stadt verschwand, bis sie ihn brauchte, der gerettete Verbrecher.

Sechstes Kapitel.

Beppo, in der Anstalt an der Porta pia, lernte im Lauf der Zeit das Horn blasen und mit dem Gewehr umgehn. Dazu war er willig; und zu beiden Dingen zeigte er Anlage, zur Musik und zum Schießen; dagegen war er mit keiner Gewalt zum Schustern zu bringen: mit dem Knieriemen blieb er für immer über den Fuß gespannt. Der Junge war häßlich und keines Menschen Verzug, das konnte man nicht sagen, aber er war robust und gewandt, hatte eine Lunge zum Blasen und ein Auge zum Zielen, wie Wenige, und als er wiederholt entsprungen, aber immer wieder eingefangen war, hatte er sich endlich in die Ordnung gefunden. Die Zeit kam heran, wo er entweder ins Musikchor oder unter die Soldaten des Heiligen Vaters treten sollte.

Eben so zeigte die kleine Bianca della Rocca viel Anlage zur Musik, besonders zum Singen. Sie hieß bald in der nordischen Hauptstadt, wo sie aufwuchs, die kleine Nachtigall und erheiterte das Haus des Generals

und die Gesellschaften aller seiner Freunde mit ihren Trillern. Von Ida war sie unzertrennlich, und beide lernten um die Wette, was die Schule bot und die Gesellschaft, in der sie waren, mit sich brachte.

Nun kam aber die Zeit, wo die jungen Mädchen ihre Lage kennen lernten und Bianca wohl einsah, daß Ida ganz andre Aussichten habe, als sie. Besonders hatte Seybold, ihr Gesanglehrer, der ein berühmter Künstler war, sichs angelegen sein lassen, sie aufzuklären und sie zu bereden, sie möge doch auf die Bühne gehn. So werde sie unabhängig werden und ihr Glück machen.

Bianca wußte nicht was sie thun sollte; endlich kam sie plötzlich zum Entschluß, und dazu wirkten verschiedne Ereignisse zusammen. Max war Soldat geworden, lange von Hause abwesend, in einer Grenzstadt im Dienst und öfters auf Reisen gewesen. Als er wieder kam, war Bianca erwachsen, das Bild ihrer Mutter, aber viel zarter und hinreißender durch die Erziehung und Pflege, die sie genossen; und Max selbst war nun ein so hübscher blonder junger Mann, daß seine Mutter ihn mit den Worten umarmte: „Junge, was für ein Mann bist Du geworden! Ganz so war Dein Vater, als ich ihn zuerst kennen lernte!“ und das wollte bei ihr viel sagen.

Ida küßte ihn und freute sich über den stattlichen Bruder. Er machte seinem Behagen und seiner Heiterkeit in tausend Scherzen und Neckereien Luft, und als Bianca ihm die Hand gab und dazu die Augen nieder=

schlug, sagte er: „Sieh mir nur in die Augen, Bianca, ich bin noch immer der alte Max, aber Du hast Dich freilich hübsch gemausert! Hätt' ich nicht von Zeit zu Zeit eure Bilder bekommen; ich hätt' euch Mädchen gar nicht wieder erkannt!“

Bianca's Hand zitterte in der seinigen; er aber schien es nicht zu merken, und war bald mit seinem Vater, der dazu kam, in einem eifrigen Gespräch über Dinge, welche die Mädchen wenig ansprachen.

Diese Unterbrechung benutzte Bianca und verbarg ihr Erröthen und ihre Aufregung im Garten, wo sie ein verborgnes Plätzchen aufsuchte.

„Ach,“ seufzte sie, „wär' ich doch immer noch ein Kind! o, wenn ich es doch nicht wüßte, wer ich bin, die arme Schusterstochter! o Himmel! könnt' ich das nur noch sagen! Wäre mein Vater nur Schuster geblieben und ich in seinem Hause groß geworden! Und wäre Max nicht eines ganz andern Mannes Sohn; vielleicht wäre er nicht so kalt! vielleicht, ach vielleicht wäre er auch dann grade so wie er ist! Ich bin doch unendlich elend!“

So weit mochte die schöne Italienerin in ihren Trübsinn versunken sein, da trat ihr musikalischer Freund Seybold an sie heran, und hatte ihr offenbar eine große Neuigkeit mitzutheilen. Er rief aus: „Wir feiern einen Triumph! Sehn Sie, Fräulein Bianca, hier ist ein Brief an mich von der Direction der Oper in Rom. Das Conservatorium, unser Conservatorium soll ihr — — nun, was rathen Sie? — eine Sängerin em-

pfehlen. Die Sache ist, wie für Sie gemacht: Sie sind eine Römerin, und wir sind einstimmig, wenn Sie wollen, wir empfehlen Sie. Sagen Sie ja!"

„„Rom! Max!"" seufzte sie im Stillen; ein kalter Fieberschauer durchzitterte sie, und sie brauchte Zeit, sich wieder zu fassen. Dann erwiederte sie mit glühender Leidenschaft: „„Ja! ja! das will ich thun! das rettet mich! und grade jetzt müssen Sie mir diese Rettung bieten? grade jetzt, wo ich sie so sehr brauche? welch' ein Glück! Empfehlen Sie mich; lassen Sie die Sache aber ja geheim vor dem Hause bleiben; ich muß heimlich abreisen — oder — diese guten Leute lassen mich nicht fort. Das weiß ich."" So sprudelte sie heraus.

Seybold, der Musiker, hörte erstaunt zu, und fragte: „Worüber sind Sie so aufgeregt, Signora Bianca; ist etwas vorgefallen? Auf jeden Fall danke ich ihnen im Namen meiner Mitdirectoren und in meinem eignen, daß Sie annehmen. Aber warum wollen Sie das Ihrem Herrn Pflegevater verbergen? Sie haben nun eine Stellung in der Welt nnd wenn er Sie behalten will, muß er etwas thun, Sie dafür zu entschädigen, daß Sie die Berufung ausschlagen. Ich bin aber nicht ohne Eigennutz in der Sache. Ich möchte Sie wohl nach Rom begleiten. Sie wissen auch wie. Und wir Beide könnten dann etwas thun für deutsche Musik in Italien." — —

„„Herr Seybold, Sie wissen, daß ich ledig bleiben will. Ich habe Ihnen das schon gesagt.„"

„Ohne männlichen Schutz im fremden Lande?"

„„Ich nehme die Sophie mit, sie ist grade frei, und wir fahren im Damencoupé.““

„Mir wollen Sie durchgehn, Signora," sagte Seybold in seiner trocknen Weise, „das sehe ich wohl, aber wie? auch dem General? und was wird Ihre Ida dazu sagen?"

„„Ich gehe ihnen nicht durch. Ich schreibe ihnen aus Mailand.““

„Aber, wie ist mir denn, verehrte Signorina, sind Sie denn auch mündig?"

„„Das weiß ich nicht; aber das weiß ich; ich wäre noch über Vieles im Dunkeln, wenn Sie mich nicht aufgeklärt hätten. Warum haben Sie nicht gewartet, bis ich mündig werde?““

Seybold biß sich auf die Lippen. Er wußte recht gut, warum. Einige Augenblicke schwieg er, und ließ die Daumen um einander herumspinnen; das that er wenn er sich bedachte; dann gab er dem kleinen Trotzkopf die Hand mit den Worten: „Nun, es ist am Ende so übel nicht; sei es also, wie Sie es haben wollen; hab' ich mich doch schon oft in Ihren Willen gefügt, wenn Sie so ein Lied singen wollten, das Ihnen eigentlich zu schwer war. Wenn Sie aber finden, daß Sie doch Ihren alten treuen Maëtro Siboldo nicht entbehren können, so schreiben Sie nur."

Sie glaubte eine Thräne in seinen Augen zu bemerken; er faßte sich aber bald wieder, und es wurde Alles verabredet, wie Bianca es wünschte.

Als Seybold fort war, wurde ihr ganz angst vor

dem großen verhängnißvollen Schritt, den sie thun wollte, aber je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr mußte sie ihn wieder billigen. Ida zu verlassen und Max aufzugeben, — es war fast wie Sterben; aber es mußte ja doch so kommen; was half das Aufschieben?

Max blieb nur einige Tage; dann reiste er in die Schweiz; er wollte noch allerlei Studien in Zürich machen.

„Mir fehlt der Max, sagte der General Löffling; er ist zwar angesteckt vom Zeitgeiste und in einer ganz andern Strömung, als ich; aber ich komme doch gut mit ihm aus; und der Junge fehlt mir sehr. Nun, es ist nur gut, daß ihr Mädchen nicht auch so flügge seid, ihr guten hübschen Kinder!“ Und dabei streichelte er den Blondkopf der stattlichen Ida und die Fülle der kohlschwarzen Locken seiner Italienerin.

„Und weißt Du schon, Ludwig, sagte die Generalin, daß sie beide im Concert des Conservatoriums auftreten wollen? Ich bin ganz erschrocken.““

„Nun, das ist ein friedlicher Krieg; vor dem braucht man sich nicht zu fürchten. Und wer diesmal unterliegt, kann immer noch das nächste Mal siegen.“

„Wir singen ein Duett,“ sagte Ida, da fällt Biancas Applaus mit auf mich; übrigens bin ich nicht eifersüchtig, im Gegentheil, es thut mir so wohl, als gilt' es mir, wenn alles über das Prachtmädel entzückt ist.“ Bianca fiel ihr um den Hals, hielt sie lange fest und weinte.

„Was sie nur hat!“ dachte Ida, sie ist plötzlich

so aufgeregt und so empfindsam geworden, aber ich will insgeheim mit ihr reden.“ Sie streichelte ihr das Lockenköpfchen.

Der General und seine Frau freuten sich, daß die Mädchen so aneinander hingen; und, um sie sich ungestört aussprechen zu lassen, verließen sie das Zimmer.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Als am Concerttage die Theezeit herangekommen war und der General und seine Frau, beide im Putz hereintraten, fragte er ganz erstaunt, „aber, Julie, wo sind unsre Nachtigallen? Ich dachte sie hier fertig und geputzt zu finden."

„„Ich begreif' es nicht, daß sie noch nicht fertig sind."" Sie rief das Kammermädchen. „„Therese, sieh mal hinauf, woran es liegt.""

„Gnädige Frau, die Fräulein sind nicht zu Hause."

„Sind nicht zu Hause?!"

„„Sind nicht zu Haufe?! Wo sind sie denn?""

Moritz trat herein. Eben hatte ihm ein Bote den Brief gebracht, den er übergab.

„Das ist Idas Hand! Hast Du eine Ahndung, was dies bedeutet, Julie?" Er las:

Lieber Herzensvater, bestes Mütterchen! Seid nicht böse. Wir sind beide unterwegs nach Rom. „Unterwegs nach Rom?! Nach Rom? Welch ein thörichter Scherz; denn Ernst kann es doch unmöglich sein!" —

„„Höre nur weiter,““ sagte der General, weniger gefaßt, als er gern scheinen wollte, — „„höre nur weiter!““ Er las: Wir haben die Sophie mit und fahren im Damencoupé. Ich konnte die Bianca nicht verlassen. Wir steigen in Rom bei Gerhards ab und wenn sie Platz haben, wohnen wir bei ihnen. Von Rom, liebes Väterchen, sollst Du Alles hören. Nochmals, sei nicht böse! Deine Ida.

N. S. Ida wollte es durchaus nicht anders. Ich habe sie so viel gebeten; aber sie sagte, sie habe immer Muttersstelle bei mir vertreten; sie wolle es auch jetzt. Ach, lieber Papa, werden Sie es nur billigen? aber ich konnt' es unmöglich ausschlagen. Von Rom aus wollen wir beide ausführlich schreiben. Jetzt weiß ich gar nicht, was ich nur sagen könnte, das Wort will nicht heraus. Was werden Sie und was wird das Herzensmütterchen dazu sagen? Ihre Bianca.

„Nun, das nenn' ich ächte Mädchenbriefe. Was soll ich hören? Was konnte sie nicht ausschlagen?“

„„Ich bin auf den Tod erschrocken! ich weiß nicht was sie meinen, und weiß nicht was ich denken soll,““ rief die Frau Generalin aus.

Moritz trat herein: „der Herr Capellmeister Seybold!“

Der General fuhr hastig heraus:

„„Können ihn unmöglich empfangen! Sind ganz und gar nicht in der Fassung! Er kommt gewiß wegen des Concerts. Hm! ja, was sollen wir nun mit dem Concert anfangen? Die Leute kommen, um die

Bianca zu hören; was sollen wir sagen oder vielmehr sagen lassen? Wir müssen den Capellmeister doch wohl vorlassen. Führ' ihn herein, Moritz.""

Seybold, der Werg am Rocken hatte und dem General wohl ansah, daß er ungewöhnlich aufgeregt war, begann: „Excellenz wissen also schon? — — —"

„„Was sollt' ich wissen? Herr Capellmeister!""

„Daß die jungen Damen abgereis't sind."

„„Ich erhalte eben einen Brief, den ich aber nicht verstehe; sollten die Mädchen Sie zu ihrem Vertrauten gemacht haben, so bitt' ich, mich aufzuklären, so sonderbar das auch aussieht. Denn es wäre doch in der Ordnung, daß ich vor Allen wüßte, wie es mit meinen eignen Kindern steht.""

„Excellenz werden das auch ohne Zweifel wissen," sagte Seybold schlau, „mir ist es zwar strenge verboten worden davon zu reden, aber Fräulein Bianca muß es Ihnen ja doch gesagt haben, da sie bei hellem Tage und mit Fräulein Ida zusammen abgereis't ist."

„„Wovon haben Sie nicht reden dürfen, Herr Capellmeister?""

„Nun von der Berufung des Fräulein Bianca an die Oper in Rom."

„„Aufs Theater!"" „Auf die Schaubühne! riefen Beide fast zugleich aus.

„Es ist eine glänzende Stelle und gereicht dem Conservatorium zur großen Ehre, daß sie unserm Zöglinge angetragen worden ist.„

„„Hm! hm! Julie! hm! ich will doch gleich an

Gerhards schreiben. Ja, ja! das ist ein ganz curioser Streich. Wir sprechen noch darüber, liebes Kind!""

„Was darf ich im Concerte sagen? Darf ich Alles sagen, Herr General, oder wollen Sie mir gütigst einen Auftrag geben?"

„„Sagen Sie, lieber Herr Capellmeister, die jungen Damen hätten plötzlich verreisen müssen; so ist es wahr, ohne daß wir uns blos zu geben brauchen.""

„Die Anstellung der Signora Bianca ist übrigens allgemein bekannt, und ich bin nicht der Einzige, der sich herzlich darüber gefreut hat," sagte Seybold, „jetzt werd' ich aber zweifelhaft, ob Excellenz meinen Glückwunsch genehmigen werden."

„„Nun, Glückwünsche sind immer willkommen, und wenn es ein Unglück wäre, so wär' es wohl noch zu verhüten.""

Der Capellmeister empfahl sich.

Zweites Kapitel.

„Dieser musikalische Schlaukopf! Wie unschuldig er sich anstellte! Und es ist doch klar, er hat der Bianca den Ruf verschafft, und dazu hat er auch noch den guten Grund gehabt, daß er die ganze Bianca haben wollte. Sie konnte ja aber unmöglich darauf eingehn. Musik allein macht doch keine Ehe, und sonst passen die beiden in nichts zusammen. Sein Plan ist ihm also in der Hauptsache mißlungen. Nun fragt sich's, sollen wir's zugeben, daß die Bianca auf die Bühne geht."

„„Mir widerstrebt es sehr. Und hier in der Stadt ertrüg' ichs nicht. Was meinst Du, Ludwig?""

„Du hast es im Grunde schon gesagt. In Italien ist es anders; dort sieht man die Sache günstiger an; und ein thörigtes Vorurtheil ist es ja am Ende doch. Das Mädchen aber hat damit einen hübschen Heroismus gezeigt; und daß Ida sie durchaus als Mutter behüten will, rührt mich sehr. Es will mir nicht zu Kopf, daß ich in dieser Sache mein Ansehn brauchen

sollte. Wir wollen das Weitere ruhig abwarten und ihnen nur bei Gerhards eine Häuslichkeit und einen Anhalt bereiten, bis wir selbst nachkommen. Denn so allein ohne meine Nachtigallen halt' ich es hier nicht aus."

„„Also Du meinst? Ich weiß nicht, wie mir ist. Wir werden nicht ausgehen können, ohne angestiert zu werden und in die Zeitungen kommt es gewiß, daß die Germania und die Italia — wie sie bei den jungen Leuten heißen — uns durchgegangen sind. Und wenn wir doch gehen wollen, so ist es am Ende das Beste, wir gehen bald. Was wird der Max dazu sagen?""

„Der hat nichts im Kopf, als seine Feldzüge und wenns nicht seine sind, die Feldzüge andrer Leute, in denen er den Krieg sehn und etwas erleben kann; für Frauenzimmer hat der Bursch gar keine Augen, es wäre sonst ganz anders gekommen. Hätt' er der Bianca nur ein einzig Mal die Hand gedrückt, sie wäre gewiß nicht in Verzweiflung aufs Theater gegangen; aber er war wie ein ungeleckter Bär, ich hab' es wohl gesehn, und wenn sie dem Weinen näher war, als sie's haben wollte, er merkte nichts, hatte seinen Spaß über tausend andre Dinge, und machte das arme Kind ganz unglücklich."

„„Ach ja, das hab' ich auch bemerkt; aber ich wagte nicht so weit zu denken, als Du. Und zweien Herrn kann er doch auch nicht dienen. Da er nun einmal hinaus in die Welt will, so kann er ja keine Häuslichkeit gründen.""

„Nun, es war auch nicht nöthig, daß er sie gleich

heirathete," erwiderte der General, „aber er konnte ihr doch den Hof machen."

„„Wie Du nur sprichst, Ludwig; da ist ja der Max verständiger, als Du!"" schalt die Frau.

„Und vertreibt mir mit seinem Verstande meine Nachtigallen, die er mir mit etwas Unverstand hätte in meinem Gehege erhalten können," klagte er.

„„Also soll der arme Max, eben weil er kein Damenheld und so verständig ist, keiner nur zum Spaß den Hof zu machen, noch an allem Unheil schuld sein!"" erwiderte sie etwas scharf.

„Nun, hoffentlich soll es so arg nicht werden, als es aussieht. Ich schreibe gleich an Gerhard," fuhr Löffling, den Streit abbrechend, fort, „obwohl es kaum nöthig ist, — nur des Anstands wegen, damit es doch nicht heißt, die Mädchen wären ohne unsre Genehmigung gekommen. Und übermorgen reisen wir nach, um sie wieder einzufangen."

„„Schreib' ihm; thu' das!"" sagte sie zufrieden. „„Ich will Max schreiben.""

„„Es versteht sich," warf er noch hin, „daß Alles unter uns bleibt, was ich über ihn geäußert habe. Er muß unbefangen und frei bleiben. Menschen sind keine Drahtpuppen!"

„„Darin bist Du wieder ganz Du selbst; und so versteh' ich Dich ganz,"" sagte die zartgesinnte Frau und umarmte ihn.

Drittes Kapitel.

Das Gerücht von der Abreise der beiden Mädchen durchlief die Stadt in tausend verschiednen Formen. Viele konnten nicht begreifen, daß keine Bewerber um die flüchtigen Schönen dabei sein sollten und dichteten sich welche hinzu. Am unglücklichsten waren die jungen Leute, welche sich wirklich Hoffnungen gemacht hatten, weil sie zu Löfflings in Gesellschaft kamen. Das Haus wurde von Besuchen bestürmt; aber Moritz hatte Befehl, nur die Karten anzunehmen. „Die Herrschaften könnten einige Tage nicht empfangen.“ Und als diese Tage herum waren, fand sich's, daß der Herr General verreis't war: er empfahl sich in den Zeitungen.

In Zürich schickte er in die Wohnung seines Sohnes. Die Aeltern warteten mit dem Frühstück auf ihn, und Löffling ging ganz vergnügt mit seiner Cigarette auf dem Balkon auf und ab, um ihn ankommen zu sehn. Er sah ihn gerne gehn, besonders wenn er ihn in einer gewissen Aufregung rasch ausschreiten sehn konnte. Er wird große Augen machen, dachte er, denn

er erwartet uns nicht. Aber Moritz kam allein zurück. Max war abgereist, begleitet von einem braunlockigen jungen Mann in einem Vollbart. Beide hätten Tags vorher feine Coltsche Revolver gekauft und sie auf dem Schützenstand eingeschossen. Der junge Löffling habe für den ganzen Monat bezahlt, obgleich der Termin kaum erst angefangen.

Löffling ließ die Cigarre ausgehn, setzte sich ruhig zu Tisch und sagte kein Wort. Seine Frau wußte, wie sie das zu nehmen hatte, und bemerkte nur, „die Briefe werden wir wohl bei Gerhardts vorfinden, sie gehen doch schneller, als wir."

Löffling bestätigte das. Ihn beschäftigte aber die Frage, wohin und zu welchem Unternehmen die beiden jungen Krieger abgereis't sein könnten, da nirgends ein Feldzug im Gange war. In Sicilien war einmal wieder ein Aufstand, aber ein solches Naturalisiren konnte die jungen Kriegskünstler unmöglich angezogen haben. Er nahm die französische Zeitung auf und las: „Garibaldi, verfolgt von den Kriegsschiffen Seiner Majestät des Königs beider Sicilien, ist mit seinem Dampfboot bei Marsala auf den Strand gelaufen. Die Flüchtlinge werden von den Königlichen Truppen verfolgt." Der General legte das Blatt weg und dachte: „nun das war zu erwarten, die Geschichte dieses Abenteurers geht rasch ihrem Ende zu. Es ist doch wohl nicht möglich, daß der Max dabei sein kann. Die Zeit ist ja wohl zu kurz, und wer wird ein solches Stück aus dem Tollhause einen Kriegszug nennen?"

Mittags an der Wirthstafel wurde von nichts anderm gesprochen, als von der Landung des Generals Garibaldi bei Marsala und die Phantasie der Leute sah ihn schon von Sieg zu Siege eilen, allen militärischen Unmöglichkeiten zum Trotz. Der General Löffling lächelte und bemerkte, „wenn die Gelandeten alle ins Wasser gesprungen sind, was für Kriegsmittel können sie da gerettet haben, um die Garnison von Marsala zu vertreiben, die doch wohl Pulver und Blei haben wird."

„„Dieselbe Bemerkung,"" erwiderte Einer der Tischgenossen, „„hab' ich dem Obersten Rüstow gemacht, als er nach Genua abreisen wollte. Er ist mit dabei. Und wissen Sie, was er mir erwiderte?"" —

„Nun?" —

„„Wir rechnen nicht darauf, sagte er, in Ruhe landen und Alles richtig auspacken zu können. Die Hauptsache ist, das Land zu erreichen. Wir sind darauf gefaßt, auf den Strand zu laufen, wohin uns die großen Schiffe nicht folgen können, und nöthigen Falls alle ins Wasser zu springen und ans Land zu waten. Sehn Sie, der wußt' es vorher. Unsre Kriegführung, sagte er, ist eine ganz neue. Die Principien ersetzen uns die Kanonen. Wir sind die Revolution.""

„Der junge Mann wird sich wundern," erwiderte der General etwas gereizt, „wenns erst ans Kanoniren geht und die großen Worte ungehört verhallen."

„„Der Oberst Rüstow war noch der Gelassenste von den Beiden,"" fuhr sein Tischgenosse unbeirrt

fort, „„Es ging nämlich noch ein junger Preuße mit, um den neuen Krieg zu lernen. Und der war wirklich ein richtiger Lehrling. Hübsch, ja, die Jugend selbst, blond, groß, aber der Bart war ihm noch nicht gewachsen. Auf der linken Backe hatte er eine leichte Narbe, das zierte ihn mehr, als es ihn entstellte — — — Aber gnädige Frau““ — — und der Redner eilte seine Nachbarin, die ohnmächtig im Stuhle zurücksank zu halten, der General ebenfalls und rief ihr zu: „Julie, was ist Dir?“

Die ganze Tischgesellschaft wurde aufgestört. Der Eine dachte, die Frau wäre vom Schlage gerührt, der Andre sie wäre todt. Viele zogen sich eilig auf ihre Zimmer zurück. Die Vernünftigen sahen, daß es nur eine Ohnmacht war und blieben.

Auch der Wirth sah gleich was es sein müßte, und war augenblicklich mit Kölnischem Wasser bei der Hand.

Die edle Frau erholte sich denn auch bald wieder. Ihr erstes Wort war: „Es ist der Max!“

„„Habs nicht anders erwartet,““ erwiderte Löffling ruhig.

„Der junge Mann ist Ihr Sohn?“ rief der Unbekannte überrascht und erstaunt aus. „Da hab' ich vielleicht ohne es zu wissen, ein Geheimniß verrathen.“

„„Er ist Soldat,““ beschwichtigte ihn Löffling, „„und so muß ers als eine Schule nehmen, in die ich ihn übrigens nicht geschickt habe:““

„Nun, Sie werden seine Erfolge darum nicht verschmähen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

„„Wenn er welche hat.““

Löffling verließ mit seiner Frau den Saal, und in wenig Stunden war er auf der Reise über den Gotthardt; er eilte nach Rom, vielleicht mußte er selbst nach Neapel.

Viertes Kapitel.

Das Theater Alberti, das größte in Rom, war gedrängt voll. Gesandte der fremden Mächte bei dem heiligen Stuhl, die unzähligen Fremden, welche sich um diese Jahreszeit in Rom versammelten und die ersten Familien der ewigen Stadt hatten sich eingefunden. Die Logen und die besten Balkone waren mit Damen in glänzenden Anzügen besetzt. Ihre Diamanten blitzten wie so viel Sterne bei der glänzenden Beleuchtung des Hauses. Immer hörte man noch frische Karossen heranrollen. Alles wollte die neue Sängerin hören, die zum ersten Mal in der Oper der Saison auftrat. Für sie war dies ein entscheidender Augenblick. Zwar hatten die Directoren, Ida und die Gerhardts, die rechte Kenner waren, ihr allen möglichen Erfolg versprochen; dennoch kam die Signorina Bianca della Rocca sich wie eine Verurtheilte vor, die nun förmlich und feierlich hingerichtet werden sollte; aber sie nahm sich zusammen: um Ida nicht zu ängstigen, mußte sie mehr Zuversicht zeigen, als sie hatte. Als sie nur ein

einziges Mal etwas ängstlich gesagt hatte: „Diese Leute verstehn es zu gut, man darf keine einzige Note fallen lassen und muß gerade den Ausdruck hineinlegen, den sie erwarten," war Ida den Thränen näher, als sie sichs merken lassen wollte. Sie konnte nicht sprechen. Die Gerhardt, eines Capellmeisters Tochter, eine zarte, schöne aber ruhig bestimmte Frau, nahm bei der Gelegenheit das Wort für Ida und bemerkte: „Liebe Bianca, denke Du an nichts, als wie Du es singen und ausdrücken willst, und je neuer die alte wohlbekannte Melodie den Leuten vorkommt, weil Du sie durch Dein Gefühl und Deine Kunst belebst, um so mehr wirst Du sie befriedigen und hinreißen. Vergiß die Leute und sing', als wenn Du's für Dich sängst."

„„Du bist so gut,"" hatte Bianca dankbar geantwortet, „„ich will immer denken, ich säng' es zu Dir und Ida."" Diese Unterredung hatte alle drei sehr beruhigt. Die Gerhardt hatte Recht. Wer ein großes Publikum nicht übersieht und beherrscht, thut am besten, es so lange zu vergessen, bis er es in die Sache verwickelt hat, in der er lebt und der er sich ganz hingiebt.

Der Vorhang ging auf. Die Oper begann. Welch ein Anblick! Welch ein Leben! Ja, die Musik und die Sänger waren nun da, aber sie hätten eben so gut in Neapel sein können. Der Saal war Ein Geräusch; über und über ein Gesumm von tausend Gesprächen, wie es auch sonst in einer großen Gesellschaft zugeht; und dies ging so lange fort, bis — Bi-

anca, die neue Prima Donna, erschien. Plötzlich wurde Alles still. Aller Augen wandten sich nach der Bühne, und nach einigem Rufen: „Welch eine Schönheit!“ erhob das ganze Haus einen stürmischen Applaus; und Blumensträuße flogen auf die Bühne, die Bianca auf=hob, indem sie sich tief verbeugte. — Nun wurde wieder die Verbeugung und das zierliche Aufheben der Blumen beklatscht; Bianca war ein Liebling des Hauses, ehe sie noch einen einzigen Ton gesungen.

Gewiß ermuthigte sie diese Gunst, obgleich sie nicht begriff, womit sie einen solchen Empfang verdient habe. Eine lautlose Aufmerksamkeit folgte; und Bianca, ganz dem Gedanken ihrer Rolle hingegeben, sang.

Sie wurde auch bei den leisesten und sanftesten Tönen so deutlich vernommen, als sänge sie im Saale ihres Pflegevaters vor wenigen Freunden. Man folgte ihr bis zu den leisesten Andeutungen oft mit sichtbarer Ueberraschung, durchweg hingerissen und von ihrem Vortrage überwältigt. Kaum hatte sie geendigt, so er=goß sich die allgemeine Begeisterung in einem wahren Tumult des ganzen Hauses und von allen Seiten er=scholl der Ruf: da Capo quel Canto di Genio! Bianca hatte alle Herzen erobert und eine solche Versammlung von Kennern nicht nur befriedigt, sondern mit sich fort=gerissen. Und der Erfolg hielt vor bis zum Ende der Vorstellung. Ida und die Gerhardt empfingen und pflegten sie, wenn sie abtrat. Der Director wußte ihr nicht genug zu danken. Die Blumensträuße füllten einen großen Korb, der kaum im Wagen Platz fand.

— Heiter und zufrieden fuhren die Damen nach Hause.

Hatte Bianca so viele befriedigt und erfreut, so war doch Einer im Hause gewesen, bei dem sie unangenehme Gefühle einer fast vergeßnen Verstimmung erregt hatte. Ganz klar war er sich nicht geworden, aber der Gedanke hatte ihn fast im Blasen gestört und aus dem Takt gebracht, als es ihm, wie er im Orchester mitspielte, durch den Kopf ging: „Bianca? Sollte es die Prinzessin, meine Schwester, sein? Wahrlich, jetzt wäre sie mehr als eine Prinzessin geworden, sie ist die große gefeierte Prima Donna! Ach, so ungerecht ist das Schicksal! Ich muß ihr, wie ein Sklave einer Königin dienen. Wenn sie es ist! — Sollte die Peppina eine solche Donna geworden sein?“

Es war Peppo, der Hornist, dem diese Dissonanz durch die Seele klang. Er wußte aber noch nicht, ob er auch recht hätte, sich über ihren Erfolg zu ärgern, weil es wieder seine Schwester wäre, die ihn so überholt hätte, denn er konnte nicht sagen, daß er sie wiedererkannte.

Fünftes Kapitel.

Ganz unerwarteter Weise sah der General Löffling seine Reise verzögert. Schon beim Aufsteigen, wo von Amsteg die Gotthardstraße sich an den stürmischen Wasserfällen der Reuß emporwindet, hatte seine Julie nicht den gewohnten Antheil an dieser großen Gebirgswelt gezeigt; beim Absteigen in das steile Thal des Ticino fühlte sie Anfälle von Schwindel; und bei der Ankunft in Mailand hatte sich ein so ernstliches Unwohlsein entwickelt, daß die Reise nicht fortgesetzt werden konnte. So verlängerte sich die Ungewißheit über das Schicksal der Kinder; nur daß der General zu seinem Erstaunen in den Zeitungen las, wie Garibaldi von Sieg zu Siege flog, Palermo nahm, nach dem Festlande übersetzte und fast ohne Begleitung als Dictator in Neapel erschien. Endlich kamen Briefe von Max über Berlin und Rom, die Gerhardt nach Mailand zu senden gehabt hatte.

Besser als alle Arzenei wirkte das Vorlesen dieser Briefe, die ganz Unglaubliches erzählten, aber in einer

Stimmung geschrieben waren, die man sich nicht glücklicher hätte wünschen können. Wie durch einen Sonnenblick die Landschaft, so erheiterte sich die Seele der Leidenden bei diesen Schilderungen ihres Sohnes. Aber der Arzt rieth noch lange zur Ruhe, und wenn nur eine Fahrt auf dem Corso versucht wurde, so bestätigte die Erfahrung sogleich seinen Rath.

Nun kamen auch die Berichte der weiblichen Flüchtlinge und der Gerhardt ihrer Beschützerin. „Ist es wohl erhört, rief die Frau Generalin aus, daß unsre Kinder, wie im Märchen, so wunderbare unglaubliche Erfolge haben. Der Eine erobert Neapel, die andre Rom. Aber lies jetzt nicht weiter Ludwig, es regt mich viel mehr auf, als die Siegesberichte unsers Max. Es ist wohl, weil ich hier die Gefahr und die Angst viel besser verstehe. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn alle Beide vor Aufregung krank geworden wären."

Der General bot ihr ein Glas Limonade an und setzte sich mit der Cigarre auf den Balkon hinaus, um den Triumph seiner Nachtigall in vollen Zügen zu genießen und mit großer Genugthuung wiederholt zu lesen. Dabei war nichts zu bedenken. Warum sollte Bianca nicht ihrem Talente nachgeben? Sie hatte ja so sehr das Recht dazu; und immer adelt ein großer Erfolg das Unternehmen.

Das wollte er aber nicht grade von dem Zuge Garibaldis gelten lassen, dem er weder politisch noch kriegerisch Geschmack abgewinnen konnte, der vielmehr eine Wiederlegung aller seiner Theorien war. Ja, er

hatte sich sehr zurückhalten müssen, als seine Julie in die Worte ausgebrochen war: „Nimm es mir nicht übel, Ludwig, ich halt' es mit Max gegen diese Vogelscheuche von einem Könige." Er durfte nichts Aufregendes, noch viel weniger etwas Niederschlagendes erwidern. Er schwieg also. Jetzt konnte er mit ungetrübtem Behagen seine Berichte aus Rom lesen. Er fand nun, daß er ruhig in Mailand bleiben könne, bis seine geliebte Republikanerin — er lächelte bei dem Gedanken, daß Julie zu den Garibaldianern hielt — sich zur Weiterreise stark genug fühlen würde. So erlebte er den Sieg am Volturno, ja sogar die Einnahme von Gaeta in Mailand. Die Schlacht von Castelfidardo und die Wegnahme des Kirchenstaates, die alledem vorhergegangen, hatte er freilich wohl billigen müssen. Wollte Italien eins werden, so konnte es sich unmöglich anders fassen. Der Kirchenstaat unterbrach die Einheit. Aber des Königs Verfahren gegen den Dictator war ihm zuwider. „Wer mir ein Königreich schenkte, den sendete ich nicht mit einem Sack voll Kartoffeln nach Caprera. Dieser Mann hat so Außerordentliches geleistet, daß die, welche nichts Aehnliches aufzuweisen haben, ihn willig als den Größeren anerkennen sollten, damit die strenge Gerechtigkeit ihre gemeine Gesinnung nicht an ihnen räche und sie wider ihren Willen rauh an ihren Platz stelle."

Julie war nicht wenig erstaunt, als sie dies hörte. „Wo bleibst Du mit Deinem Königthum? Du machst den Helden zum König und den König zum Unterthan!"

„„Nur königliche Könige sind Könige. So ist dieser blödsinnige Franz nie einer gewesen,““ erwiderte er, „„und ich bin weit davon entfernt, den Bettelstolz der bloßen Existenz anzuerkennen.““

So sehr war der General durch diese beiden Könige herumgewendet, daß er sogar Garibaldi's Partei ergriff, dessen ganzes Wesen ihm so sehr wider den Mann ging. Als er sich aber nach der Eroberung Neapels, dann nach dem Einzuge in die Hauptstadt als Dictator an der Seite des Mannes, dem er die Krone aufgesetzt, mit einem Sack voll Kartoffeln, den er selbst auf dem Krautmarkte der Santa Lucia eingekauft, nach Caprera einschiffen und ganz gewöhnlichen Ordinanzoffizieren die Beendigung seines Werkes überlassen mußte, da drückte ihm Löffling die Hand, da verstand er mit einem Schlage den ganzen Mann; denn die Gegner beleuchteten ihn mit dem hellsten Lichte, diese gemeinen Seelen den seltnen edlen Geist.

Maxens Schilderung des undankbaren Verfahrens gegen die Erobrer Siciliens und Neapels goß Oel ins Feuer. Der General versorgte Max reichlich mit Gelde. Er konnte vielleicht dem Einen oder dem Andern dieser heldenmüthigen Jünglinge beistehn, sollte aber sobald als möglich nach Rom kommen, wo sich die ganze Familie nach so viel glücklich bestandnen Fahrten und Abenteuern wieder vereinigen wollte.

Sechstes Kapitel.

Als Bianca della Rocca nach ihrem ersten großen Erfolge mit ihren Freundinnen zu Hause angekommen war, wurden natürlich die Blumensträuße in Ruhe gemustert und einer nach dem andern bewundert. Zwei oder drei hatten Briefchen mit Sprüchen. Einer hieß: „Ein deutscher Ritter einer deutschen Sängerin!“ Ida fand ihn, las ihn mit lautem Jubel vor und setzte scherzend hinzu: „Den Ritter kenn' ich, nimm Dich vor seinem spitzen Schnurrbart in Acht! Und wo er wohl sein Deutschthum her hat? Sieht er doch eher einem Ungarn, als einem Germanen gleich!“ Aber Bianca selbst fand auch einen Spruch. Der hieß: „Glück zu dem Siege der deutschen Musik in Rom!“ Und sie rief erschrocken aus: „Seybold in Rom! Was sollen wir mit ihm anfangen?!“ Aber das hatte er denn doch solider Weise selbst bedacht und nur seinen Glückwunsch, nicht seine Person nach Rom befördert. Dieser Schreck blieb also Phantasie. Dagegen fand sich noch ein Strauß mit einer Zuschrift. Es war ein unan-

sehnliches Blumenbündel und darin steckte ein Stückchen Notenpapier mit der Frage: „Bianca, Prima Donna, bist Du Peppina? Peppo, Hornist.“

„„Gott im Himmel, mein Bruder!““ schrie Bianca auf. „„Offenbar ist er im Orchester und hat in der Oper mitgewirkt. Ach, wie ich mich fürchte, wenn er nur gut geworden ist!““

Gerhardts kannten seine Geschichte und es wurden Pläne gemacht, wie man Näheres über ihn erfahren und wie man ihn nehmen sollte. Seltsamer Weise berichtete der Kapellmeister, an den die Damen sich wandten: der Hornist Greppo wäre seit der Oper nicht wieder gesehen worden und niemand wisse, was aus ihm geworden sei.

Es war unheimlich. Bianca wurde von der Frage, die sie nun nicht beantworten konnte, geängstigt. Was konnte er meinen? Was konnte er wollen? Warum war er verschwunden?

Dies war schon ein Miston in dem neuen Leben, das sonst so schön begonnen. Als nun auch noch die Briefe über die Krankheit der Mutter dazu kamen, waren die guten Mädchen mit einem Male aus dem Glück ins Unglück, aus der Freude ihres Erfolgs in Trauer und Sorge gestürzt. „Der Erfolg hat uns leichtsinnig gemacht“, sagte Ida, „jetzt haben wir das Alles auf dem Gewissen!“ Sie wußten nicht, ob sie nicht Rom verlassen und nach Mailand eilen sollten, um die Theure zu pflegen.

Endlich klärte der General die Sache mit wenig

Worten auf. Er berichtete über Zürich, und so sahen die Mädchen wohl, daß nicht die Reise, die um ihretwillen unternommen worden war, sondern höchstwahrscheinlich die Aufregung über Maxens Schicksal die Mutter so angegriffen habe. Dies tröstete sie und gab ihnen ganz andre Gedanken ein. Ida schalt über den rücksichtslosen Wagehals, Bianca aber war außer sich vor Angst um Max. Obgleich sie sich wohl hütete, ein Wort zu sagen, was nicht jede andre auch hätte sagen können, so sahen Ida und die Gerhardt doch deutlich genug, was sie fühlte.

Nicht umsonst hatte ihre Mutter sie Bianca genannt. Gleich von Kind auf hatte sie eine ungewöhnlich zarte weiße Gesichtsfarbe gehabt, und ihre Erziehung in so guter Pflege und im Norden hatte sie nicht gebräunt. Die schwarzen Locken und die tiefschwarzen feurigen Augen hoben den Schmelz der Gesichtsfarbe noch stärker hervor. Sie war kräftig und blühend, aber etwas kleiner, als ihre blonde Freundin Ida. Die Sorge um Max machte sie blaß. Die Leute fanden sie so nur noch schöner. Ihre Freundinnen aber boten Alles auf, um sie wieder zu beruhigen. Der General mußte Maxens Briefe schicken, die ja schon einmal so heilsam gewirkt hatten.

Siebentes Kapitel.

Rom hatte fast zugleich mit unsern künstlerischen Einwanderern durch die vertriebnen Bourbonen königliche Gäste bekommen. Die Familie des politisch, geistig und körperlich unglücklichen Franz II erhielt vom Heiligen Vater den Palast des Quirinals eingeräumt, bis la Farnesina, diese reizende Villa des Königs, in wohnbaren Stand gesetzt wäre, und es war zu sehn, daß der König Franz II und die ihn regierten und den unbärtigen braunen Knaben so weit regiert hatten, an den Heiligen Stuhl und seine Festigkeit glaubten; denn sie wollten Italien zum Trotz in Rom bleiben. Der Heilige Stuhl hatte zwar zugleich den größten und reichsten Theil seines Gebiets, die Legationen und Umbrien verloren; aber Rom war doch noch sein, und auf Rom konnte der vertriebne König sich stützen. Wenn er sich rächte, so rächte er zugleich den Heiligen Vater. Die Rache war grausam, nicht gegen den König von Italien, denn den erreichte sie nicht, sondern gegen viele friedliche Familien, die blutig zerrissen wur-

den, ließen sie ihre Bosheit los, um Neapel nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Der politische Krieg war gegen die Bourbonen und ihren Anhang, die Priester und die Sbirren, entschieden worden; nun führten sie den Privatkrieg. Räuberbanden, die berüchtigt gewordnen Briganti, überschwärmten Neapel, besonders die Gebirgsgegenden des Festlandes, mordeten, plünderten und schleppten Gefangne mit sich fort, für die sie große Summen Lösegeld eintrieben. Man hätte es nicht denken sollen, daß der milchbärtige brünette Knabe und dies reitlustige junge Mädchen, das eine Deutsche war, aber einer Italienerin gleich sah, daß dieses blutjunge unschuldig dreinschauende Königspaar solchen Raubzügen seine Zustimmung geben könne. Aber so war es; mit dem Erscheinen der vertriebnen Königsfamilie in Rom erschienen auch sogleich die Räuberbanden in den Gebirgen ihres verlornen Königreichs. Dies grausame und zugleich ohnmächtige Kriegführen wurde der Partei durch die Umstände an die Hand gegeben. Menschen die bisher im Solde des Hofes und der Unterdrückung gestanden, fanden sich jetzt plötzlich aufs Trockne gesetzt, und gingen ganz natürlich von der regelmäßigen zur unregelmäßigen Gewaltthat über, aus Sbirren wurden Briganten. Die Priester nannten dies eine Empörung gegen den Usurpator, und im Quirinal wurden Pläne darauf gebaut, und Gelder zur Verstärkung der Banden hergegeben. Schon sahen die Uebergespannten unter den Bourbonisten die Empörung zur Lavine anwachsen, und selbst die Stadt Neapel überschütten.

Nicht so rosig erschien die Zukunft Einem, der seit dem Exil von Gaeta den Heiligen Vater berathen, aber immer nur zweifelhafte Erfolge und am Ende, trotz des Schutzes der Franzosen, bei Castelfidardo eine schmähliche Niederlage erlitten hatte. Dieser Mann war noch nicht alt, aber er war auch kein Kind mehr. Er war überhaupt kein Enthusiast, und doch der erste Diener einer Macht, die, ganz auf die Phantasie der Menschen gegründet, nun unglücklich mit den Ungläubigen zu kämpfen oder sich gar von ihren Waffen beschützen zu lassen hatte. Eben erhielt er eine Depesche aus Paris, die ihm rieth, der Heilige Stuhl möge sich in den Verlust des Gebietes fügen, das man ihm gegen den Willen der Bevölkerung nicht wieder zurückerobern könne. Giacomo Antonelli, der Cardinal Staatssecretär — denn von ihm reden wir — stand auf und warf die Depesche mit sarcastischer Miene auf den Tisch; seine hohe Statur und sein weltmännisches Aussehn gaben der Bewegung noch mehr Nachdruck. Zwar seines Amtes wegen trug er das Cardinalskleid; aber er war eigentlich kein Geistlicher und die weibische Kleidung des Priesters paßte ihm eben so wenig, als die Machtlosigkeit des Heiligen Stuhles und diese Rathschläge von Paris. Seine Geduld wurde aber noch weiter auf die Probe gestellt; ein Bedienter brachte auf dem goldnen Handteller einen Brief, in dem es hieß: „Ihre Majestäten, der König und die Königin beider Sicilien würden die Gnade haben, ihn um Ein Uhr zum Frühstück zu empfangen.“ Antonelli lächelte

ironisch: „Und wenn ich nun keine Zeit hätte für den Zeitvertreib der jungen Leute? Die alten machen mir grade genug zu schaffen. Wenn die Majestäten Gesellschaft wollen, warum laden sie sich nicht einige hübsche französische Offiziere ein? Jung zu Jung; und das sind doch am Ende heutiges Tags die Leute, welche die vertriebnen Souveräne wieder einsetzen.“ — Er hielt den Brief in der Hand, und legte die andre Hand auf den Schreibtisch. Eine Weile blieb er zögernd stehn, ohne die Feder aufzuheben; und eine gewisse Schwermuth spielte um die scharfe Oberlippe und sprach noch deutlicher aus den schwarzen Augen. Das Lächeln wollte verschwinden; die vollen Augenbraunen zogen sich ein wenig zusammen, auch die Stirn nahm Theil an dem Gedanken gesunkner alter Herrlichkeit und des sichtbaren Schwindens einer Herrschaft, die länger als ein Jahrtausend die Geister der Europäischen Welt in Banden gehalten und Amerika an ihre Getreuen verschenkt hatte, als wäre die Erde ihr Eigenthum. Aber dieser Vertreter und Lenker des Heiligen Vaters hatte selbst ein sehr weltliches Herz, und ohne den Kardinalsanzug hätte man seine Miene für die eines besorgten deutschen Kaufherrn ansehen können; selbst die lange leichtgebogne Nase war gar nicht zu stark nach römischem Schnitt. Aeußerlich angesehn konnte Giacomo Antonelli, Cardinalstaatssecretär des Heiligen Stuhles und der reichste Mann in Rom, der mit dem Papst im Vatican wohnte, wohl damit zufrieden sein, daß er, der Sohn eines Ochsenhirten aus dem Raub-

nest. Sonnino, er, der als Junge selbst die Gebirgs=sandalen getragen und seinen Freunden als unschuldige Vorhut vorausgekrochen war, jetzt der erste Mann in Rom war, denn er regierte den Papst und den Staat und die katholische Kirche, — diesen immer noch an=sehnlichen Rest der Gläubigen. Aber kommandirte nicht ein Franzose in Rom, war nicht ein ehemaliger Carbo=naro, der Kaiser der Franzosen, Schutzherr des Heiligen Stuhls, und war nicht soeben der fromme und berühmte Lamoriciere von dem Ketzer Cialdini ge=schlagen worden und der reichste Theil des Kirchenstaa=tes verloren gegangen? Und Giacomo Antonelli hatte sich denn doch schon so weit an seine Würde gewöhnt und sich in die heilige Rolle, die ihm mehr wegen seiner Schlauheit, als seiner Glaubenseinfalt zugefallen war, soweit hineingelebt, daß er die Demüthigung, die der französische Schutz mit sich brachte, und die Niederlage der gesegneten Waffen Roms persönlich empfand. Die Vertheidigung des Heiligen Stuhls durch fremde Söld=ner war altes Herkommen, diesmal und in dieser Aus=dehnung aber doch sein Plan gewesen. In der Schlacht von Castelfidardo sah er daher seine eigne Niederlage. Dazu kam noch, daß die Majestäten von Neapel, die sich die Revolution auf den Hals gezogen, an dem Einbruch des Königs von Sardinien schuld waren. Wenn zwei zusammen Unglück haben, so schiebt ge=wöhnlich Einer dem Andern die Schuld in die Schuhe. Antonelli hatte daher gar keine Lust mit den vertrieb=nen Majestäten zu frühstücken. Sie waren ihm oft

ein Aerger gewesen, jetzt waren sie ihm eine Last. Auch wußte er, was sie wollten; und die Erinnrung an Sonnino, dessen untergegangne Räuberherrlichkeit wieder aufleben sollte, kam ihm unbequem. Er wußte, man würde ihn mit seiner Jugend ärgern, wenn das Räuberwesen oft und öffentlich zur Sprache käme. Aber es half Alles nichts: die Einladung mochte ihm noch so ungelegen kommen, er mußte der Etikette nachgeben. Hastig ergriff er daher die Feder und schrieb den verachteten Majestäten seine gehorsamste Bereitwilligkeit, dann aber warf er ein zweites Billet aufs Papier an den Monsignore Matteucci: er solle zur selben Zeit im Quirinal seine Befehle erwarten.

Es ist wahr, Giacomo Antonelli war nicht grade uneigennützig. Neben dem Machtverlust, den er durch das abgerißne Gebiet erlitt, neben dem Stoß, den seine Politik dadurch erfuhr — der Papst hatte schon geäußert: „Giacomo, da haben wir uns denn doch verrechnet!“ — neben der Vermindrung des Ansehns in der Welt — ließ sich auch ein starker Ausfall in des Cardinals Privatcasse spüren. Und Geldverluste verstimmen auch den Reichsten. Der Cardinalstaatssecretair war daher im Grunde eben so sehr zur Vergeltung gegen „den Sardinischen Land- und Kronenräuber“ aufgelegt, als Ihre Majestäten Beider Sicilien. Nur war er fest entschlossen, sich dies nicht merken zu lassen. Die jungen Leute mochten doch ihre Millionen daran wenden und die Kastanien aus dem Feuer holen. „Ich wende nichts daran. Wir geben ihnen höchstens unsern Segen

und drücken ein Auge zu gegen die Anwerbungen. Da ist unter anderm Gesindel, das wir gerne los wären. dieser Pistruccio, sie können ihn haben. Er ist ein alter Fuchs, der viele Fallen gerochen hat, bis er endlich in eine gegangen ist," dachte er. Giacomo Antonelli hatte sich seine Reichthümer nicht erworben, um damit auf unfruchtbare Abenteuer auszuziehn, und wenn er einer schönen Dame einige Diamanten schenkte, so — sah er sie besser blitzen, als wenn er sie selber trüge; auch that er das nicht, ohne die dankbare Gesinnung der Empfängerin zu kennen. Kurz, man hätte dem Cardinal Unrecht gethan, hätte man ihm zugetraut, er wisse seine Reichthümer nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Nur zu frommen Zwecken, oder, was oft das Nämliche zu sein schien, zu politischen Unternehmungen des Heiligen Vaters und der Neapolitanischen Majestäten verwandte der Cardinal seine Schätze nicht. Niemand wußte besser, als er, daß der Bettelsack keinen Boden hat, auch der päpstliche und der königliche nicht.

Achtes Kapitel.

Eine Andeutung über Piftruccio, die der Cardinal-Staatsfecretair hinwarf, zeigte uns, daß dieſer letzte der drei Cacciatori, die wir haben kennen lernen, endlich aus einem Fänger ein Gefangner geworden war. Auf dem Campidoglio ſaß er hinter ſtarkem Eiſengitter, und obſchon ſeine Sache noch nicht zu Ende war, ſo erwartete er doch nichts Beſſeres als geköpft zu werden und mit ſeinem Schädel das Thor des Vaticans, die Porta Angelica zu zieren. In dieſer Ergebenheit in ſein Schickſal hatte er dem Monſignore Matteucci auch noch ſeine früheren Heldenthaten gebeichtet, die wir ſchon kennen; und ſo waren die geiſtlichen Herrn mit ſeinem Jägertalent hinlänglich bekannt geworden. Er freilich dachte nicht daran, daß ihn das Uebermaß ſeiner Verbrechen vom Block erretten würde, und ſeine gewöhnliche gute Laune war von ihm gewichen, beſonders in der Einſamkeit. Es war ihm auch kaum noch ein Troſt, wenn ihm ſeine Frau den Jungen an's Gitter hinaufreichte. Er küßte ihn dann und wiſchte ſich die

Thränen mit dem Rockärmel ab. Seine Frau wußte nicht, wie schlimm es war. Eines Tages, als sie ihn verlassen hatte, klopfte es am Gitter. Der alte Räuber dachte, sie hätte noch etwas vergessen, und kam wieder hervor. Da sah er das Horn Peppo's sich erheben, der wollte eben noch einmal damit klopfen.

„Was bringst Du für Nachrichten, Peppo? Und wie machst Du es möglich, daß Du herkommst? sie lassen sonst doch sicher nur die Weiber und Kinder an's Gitter," fragte Pistruccio.

„„Bruder"" sagte Peppo, „„bessere Nachrichten könnte Dir der Heilige Vater selbst nicht bringen. Sieh her, eine ganze Hand voll Scudi. Das ist Handgeld. Da ist eine Gesellschaft im Quirinal, denen möcht' ich mal an die Koffer; alle Wetter, müssen die Geld haben! Schon haben sie unser fünf und zwanzig angeworben, und jedem eine volle Tasche gemacht. Ich will uns nun das Horn im Freien blasen, und mich nicht länger an der Oper ärgern, wo ich der Sklav bin und die Bianca die Prima Donna.""

„Das ist schon recht gut für Dich," klagte der Gefangne, „aber was nutzt es mir?"

„„Dir? das will ich Dir sagen, Alter. Wir haben Dich zum Hauptmann verlangt. Der spitznasige Padrone Merluzzo, so ein schwarzer Vogel von der Schlauheit, horchte hoch auf. Kinder, sagte er dann, das will überlegt sein. Ich will mit dem Monsignore Matteucci sprechen. Endlich winkte er mich zu sich, und wir fanden den Monsignore gleich im Palast. Der

that nun mächtig fromm und sträflich. Wir seien gute Jungen, aber Dich könne er nicht freilassen.""

„Das ist ja eben der Teufel!" fiel Pistruccio verzweifelnd ein.

„„Nun, sei nur still, alter Zuckerbäcker"", scherzte Peppo, „„der sträfliche Monsignore, Dein Matteuci, meinte, wir müßten Dich befrein, damit er seine Hände in Unschuld waschen könne. Ich habe Alles mit ihm abgemacht. Heut Abend gegen 12 Uhr holen wir Dich und fahren zusammen in's Gebirge; Hurrah! Gewalt brauchen wir nur zum Schein. Ich habe einen Paß von ihm für uns Alle.""

Pistruccio wollte laut aufschreien; aber Peppo legte den Finger auf seine dicken Lippen, winkte ihm Lebewohl zu und verschwand.

So hatte das Frühstück im Palast Quirinal gewirkt, Wunder, die wirklich nur in diesem Mittelpunkte des Glaubens geschehn konnten.

Neuntes Kapitel.

Hatte Einer Vortheil von den Anwerbungen der Briganti, so war es der Wirth zu den Kätzchen. Aufgeputzt wie zur Hochzeit zogen sie bei ihm auf, und was Küche und Keller nur hergeben wollte, mußte er auftragen. Ein Gelage eröffnete sich, das bis zur Abholung Pistruccios dauern sollte, und die Neapolitanischen Ducaten wurden in Albanerwein und in Orvieto verwandelt. Peppo mußte auf dem Hörnchen blasen, andre sangen Volkslieder, und hätte man nicht gewußt, wer sie waren und was sie vorhatten, man hätte ihnen gerne zuhören können."

Peppo hatte das Gelage veranstaltet. Der Wirth war ihm auch dankbar für den Zuspruch, den er ihm bei dem Gelage in Aussicht stellte, hatte ihn aber bei der Gelegenheit dafür gelobt, daß ers dem Pistruccio nicht nachtrüge, denn er wisse doch wohl, daß Pistruccio es gewesen, der seinen Vater in der Raubnacht beim General Löffling erstochen habe. „Ich besitze noch das Messer, das er damals hierließ und nachher nicht wie-

der nehmen wollte", warf der Wirth hin. Peppo kaufte das Messer. Es war eine furchtbare Waffe, lang, scharf, und mit zurückgebogner Spitze. Er klappte es schweigend zu. Der Wirth erfuhr nicht, ob er das Geheimniß schon gewußt. Auch sagte Peppo nicht, ob er es mit Pistruccio oder mit seinem erstochnen Vater hielte. Pistruccio hatte ihm wirklich allerlei zu Gute gethan, ja er hatte ihn beinahe wie adoptirt und in das Leben der Cacciatori di Roma eingeführt. Das war wohl darum gewesen. Der Wirth hatte Peppo den Staar gestochen, denn Pistruccio hatte sich wohl gehütet, über diesen gefährlichen Punkt zu sprechen; und obschon Peppo still schwieg, so sah der Wirth doch wohl, daß er dem Trotzkopf einen Floh in's Ohr gesetzt hatte. Die Zunge war dem geschwätzigen Wirthe gelöst worden, weil ja die ärgste Gesellschaft plötzlich loyal, und die ärgsten Thaten eher eine Empfehlung, als halsgefährlich geworden waren. Aber die Zunge ist das schärfste Schwert.

Der Wirth munterte die Gesellschaft auf und schlug ihnen vor, ein Fäßchen Rothen auf den Tisch zu legen. Sie kämen dann billiger dazu, und sparten ihm das Einzapfen. Dies wurde angenommen und Einer zum Gott Bacchus gemacht, mit Weinlaub bekränzt und auf das Faß gesetzt. Der machte dann wieder den Wirth zu seinem Silen, und hieß ihn nur immer einzapfen, er verstünd' es ja doch am besten.

„Corpo di Baccho, rief der erwählte Gott, als er sein Glas gekostet, Dein Wein ist gut, Silen; nun zapfe Allen ein, und dann wollen wir die Gesundheit

des Königs von Neapel trinken und — wahrhaftig, da ist er" — denn in diesem Augenblick trat Peppo mit Pistruccio herein — „und die Gesundheit unsers Hauptmanns Pistruccio!"

„Geschrei und Tumult! Alles stürzte herbei, Alles ließ ihn leben. Die ihn kannten umarmten ihn, die andern drückten ihm die Hand.

Als der Wirth herankam, wurde dem Befreiten ganz heimisch zu Muth; und er sagte: „eher hätt' ich doch gedacht, Giuseppe, der Staub würde mein rothes Blut trinken, als daß ich noch einmal Deinen Rothen hier in den Kätzchen kosten sollte! Die Welt hat sich merkwürdig herumgedreht."

Da blies das Horn auf der Straße, Wagen rollten heran und Pistruccio kommandirte: Macht euch fertig, wir fahren.

In wenig Minuten waren die Kätzchen leer und still.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

In Turin, in Mailand, in Florenz wäre eine Gesellschaft, wie die in den Kätzchen, nicht möglich gewesen. Rom und das Römische, Stadt, Land, Volk und Regierung, alles kam zusammen, um ein solches Abschiedsgelage und eine feierliche, wenn auch nächtliche Abfahrt einer ganzen Räuberbande zu einem geduldeten und begünstigten, ja zu einem chevalereskeu Unternehmen zu machen. Der Aberglaube macht Raubritter.

Gegen Osten und im Süden der Römischen Campagna an den Abhängen der Appenninen, die den Kirchenstaat von Neapel trennen, wohnt eine schöne, kräftige Bevölkerung, die Nachkommen der Volsker, die sich so lange tapfer gegen die Römer wehrten, dann in ihre Legionen eintraten und mit ihnen die Welt eroberten. Im Mittelalter erhoben sich hier die Burgen der Colonna, der Grafen di Ceccano, di Segni, di Ferentino und andrer tapfrer Stegreifritter, die fast immer mit den Päpsten in Fehde lagen. Aus dieser kriegs- und freiheitsluftigen Bevölkerung, noch immer so abergläu-

bisch; als sie zu Coriolans Zeiten war, hat das Priester-regiment Straßenräuber gemacht. Sonnino, ein Stück Fruchtland im Gebirge der Provinz Frosinone, zeichnet sich als Raubnest aus. Selbst die Frauen, die hier ausnehmend schön sind, nehmen an dem Localgeiste Theil. Eine Dirne würde keinen Burschen zum Schatz nehmen, der nicht seinen Mann steht, der nicht in die Wälder geht, der sich nicht gegen die Soldaten des Papstes geschlagen hat, und ihr nicht ein Stück Beute aus einem Straßenraub schenken kann. Ein Volkslied fängt an:

Jo sonso di Sonnino, e me ne vanto,
Aggio la pelle dura, e me ne tengo;

heißt ungefähr:

Ich stamme von Sonnino und stolz bin ich darauf,
Ich hab' ein dickes Fell, und das ist, was ich brauch;

und geht dann weiter und schildert die Kämpfe mit den Sbirren, mit dem Aufgebot, mit den Landjägern, und das glückliche Leben in Wäldern und Scharmützeln.

Sonnino ist nun noch berühmter geworden durch Giacomo Antonelli, den Cardinal Staatssecretär, der hier den 2. April 1806 geboren wurde. Seine Familie hat aber auch an dem frühern Ruhm des Städtchens Theil genommen. Der berüchtigte Lorenzo Barnabai und der gefürchtete De Cesaris waren Verwandte der Antonelli's; der Räuberhauptmann Gasparone, jetzt im Gefängniß von Civita-Castellana, und sein Bruder, der im Gefecht gegen die Landjäger fiel, waren Brüder der Signora Loreta, der Mutter des Cardinals; der

Räuberhauptmann Antonelli mit dem Zunamen Altobello, der sich ergab, und in Bologna eingesperrt wurde, war auch ein Onkel des Cardinals. Sein Großvater war mehrmals in Gefahr, wegen der Verbindungen mit seinen berüchtigten Verwandten vor Gericht gezogen zu werden, aber mit einigem zweckmäßig angelegten Gelde wußte er jedesmal die frommen Richter zu beschwichtigen.

Auch der Vater des Cardinals, Domenico Antonelli, war dem romantischen Zuge Sonnino's treu geblieben und hatte sich zu den Ersparnissen seines Vaters noch etwas Erkleckliches dazu erworben. Vor der Welt war er abwechselnd Mauleseltreiber und Ochsenhirt. Als sich aber in Neapel Joachim Murat und in Rom das französische Regiment auf den Schutz der Börsen und Kehlen ihrer Unterthanen legten, als das Knallen der Füsilladen vor den Thoren und in den Straßen selbst die Schönen von Sonnino erschreckte, als manche Wittwen wurden, die erst kürzlich einem unternehmenden Jünglinge ihre Hand geschenkt, begriff Domenico, daß eine Luftveränderung eingetreten sei, die seiner Gesundheit nachtheilig werden könnte, verließ Sonnino, — einige sagen ihm nach, nicht ganz mit heiler Haut, — kaufte sich von seinen Ersparnissen Grundbesitz in Terracina, und konnte seinen Sohn Giacomo, der ein Schlaukopf war, nach Rom auf die Schule schicken.

Für Sonnino waren auf die alte Räuber-Romantik prosaische Tage gefolgt, aber die schönen Tage des Wald- und Jägerlebens, die in Liedern fortlebten, wa-

ren noch nicht ganz vergessen, als Pistruccio und seine Bande, alle mit bunten Bändern an den Hüten und in grünen Sammtjacken in Sonnino einzogen und Peppo seine besten Stückchen dazu auf dem Horne blies

Alles lief zusammen und die Schönen von Sonnino waren in der äußersten Aufregung über die prodi Cacciatori di Roma, die kühnen römischen Jäger. Die Rosaura stritt sich mit der Rossane und die Rita mit der Nora, wer wol der schönste Bursch darunter wäre. Die Nora hatte sogar einen Handkuß zugeworfen bekommen; einige sagten von dem Hornisten, andre sogar von dem Räuberhauptmann. Welches Glück die Andern gemacht, ist nicht bekannt geworden; aber daß die Nora sie Alle ausstach, war kein Wunder. Sie sah aus wie der alte Bonapart ins Weibliche übersetzt und das will was sagen.

„Ich will weiter nichts auf die Schönen bringen," sagte der Barbier von Sonnino, „wahr ist's aber doch, immer haben die Gurgelschneider bei ihnen einen Stein im Brett, und was für Krieger es auch seien, sie sind im Stande und ziehen mit ihnen ins Feld. Wir Friedensleute werden zurückgesetzt."

Der Mann hatte nicht Unrecht; die Mädchen waren wie versessen auf die Räuber, und auch die Cacciatori zeigten sich nicht unempfindlich gegen die Reize der schönen Sonninerinnen. Sie machten ihnen eifrig den Hof und gewannen sich thörichte Herzen. Manche versprachen ihren Flammen, mit Schätzen beladen zurückzukehren und dann um sie zu werben. Die

Nora, ein Ausbund von Schönheit und Eigensinn, verschwand sogar mit der Bande, und brachte großes Leid über ihre Familie, der dieser Privatkriegszug denn doch bedenklich vorkam.

Zweites Kapitel.

Von jeher, sagt der Römische Satiriker, waren die Schönen schuld an Streit und Fehde, so auch die schöne Nora. Sie hatte sich blenden lassen durch Pistruccios glänzende Stellung als Anführer dieser Königlichen Bande, und Peppo, obgleich viel jünger, war ihr unbedeutend und häßlich vorgekommen. Was war er? Was hatte er auch gethan? Dagegen war Pistruccio ein Mann von Ruf und Stellung. Sie ging darnach und wies Peppo zurück. Umsonst sagte er ihr, sein Nebenbuhler habe Frau und Kinder in Rom, er hingegen habe eigentlich Pistruccio zu dem gemacht, was er wäre, er habe die Bande angeworben, er habe durch den Unterhändler des Königs Franz II. Pistruccios Freiheit erlangt und ihn wegen seiner Erfahrung zum Hauptmann vorgeschlagen. Die schöne Nora wollte nicht hören. Ja, sie sagte, das Alles bewiese nur, daß Pistruccio der Hauptmann wäre und sein müsse. Offenbar wollte sie lieber einen alten Hauptmann, als einen jungen Rüpel haben; Pistruccios Rang blendete die

Aristokratin; daraus, daß er schon Familie in Rom habe, machte sie sich nun vollends gar nichts. Das Mädchen von Sonnino hatte ihren Ehrgeiz, ihren Geschmack und ihre Grundsätze für sich. Hätte sie freilich von den Gesetzen etwas gehalten, so hätte sie keinen Räuberhauptmann zum Geliebten nehmen können. Aber sie kannte Peppo nicht. Hatte sie ihren eignen Kopf, so hatte er einen Starrsinn und einen Trotz, die mit ein paar schnippischen Worten nicht so zu kirren waren. Er wollte sie haben, auch wenn sie nicht wollte, und daß er nun Hauptmann werden mußte, war klar, denn sonst war ihm Pistruccio's Kugel gewiß.

Pistruccio wurde durch Nora von seiner Lage unterrichtet, wie die Bande des Weges zog und der Hauptmann mit seiner schönen Sonninerin zu Esel hinterherritt. Er beschloß daher die Bande zu theilen und Peppo zum Anführer der zweiten Abtheilung zu machen. So dachte er ihn los zu werden. Die beiden Banden sollten die zwei Hauptstraßen von Neapel bestreichen und dem Könige von Italien die Verbindung des Südens mit dem Norden empfindlich unterbrechen; das wollte man in Rom haben.

Zur Nacht erreichten sie ein Waldgebirge im Neapolitanischen zwischen Germano und Fondi. Jede dieser Städte liegt auf einer der beiden Straßen. Pistruccio war von früher her mit dieser Gegend bekannt. Als er den verfehlten Versuch auf das angebliche Geldkästchen des Generals Löffling gemacht und die Greppo's erstochen hatte, als er dann mit dem Giacomo Coda nach

Sonnino geflüchtet war, hatte er diesen Wald kennen lernen und zum Stützpunkt seiner Unternehmungen gemacht. Von hier aus hatte er mehreren Kutschen zu einer leichtern Fracht verholfen, Uhren, Ringe und Gold gewonnen, und die Pferde hatten hier gegraf't, die ihn und seinen Gesellen später nach Perugia trugen. Es war seitdem viel Wasser zu Thale gegangen. Nun war er wieder da; jetzt so zu sagen ein königlicher, ein heiliger Räuber, damals nichts weiter, als ein Cacciatore auf seine eigne Hand. Damals war er selbst in Sonnino ein Verbrecher, jetzt konnte er sich immer auf Sonnino zurückziehen, wenn es ja nöthig werden sollte; und Nora rechnete schon auf eine glorreiche Rückkehr in ihre Vaterstadt. Ganz frisch vom Gefängniß, ja so zu sagen vom Schaffotte her, erfreute sich jetzt der alte Cacciatore des Segens des spitznasigen geistlichen Herrn, der das Geld des Königs hergegeben, den Räubern die Waffen geweiht und den Peppo mit Päßen für die ganze Gesellschaft versehen hatte. Noch gestern hatte er sich's nicht träumen lassen, daß er diesen Wald, den Schauplatz seines frühern Sonniner Feldzugs, je wieder sehn werde. Jetzt war er hier mit der schönen Nora am Arm und mit einer auserles'nen Schaar unternehmender Wegelagrer.

Mit einem schrillen Signalpfiff seiner silbernen Dolchpfeife, die ihm Nora geschenkt hatte, versammelte er die zerstreuten Räuber. Sie schlossen einen Kreis um ihn, wo eine Lichtung im Holz war, und hörten seinen Kriegsplan aufmerksam an. Er machte nun

Greppo zum Anführer der zweiten Abtheilung der Bande. Dieser trat hervor, ziemlich dicht an den Hauptmann heran und bat, daß er sich seine Leute aussuchen dürfe. Er kannte sie. Pistruccio gab ihm dies ohne Arg zu mit den Worten: „thu das mein Sohn!“ Peppo berief nun zuerst ohne Aufsehn die Hälfte der Bande zu sich. Sie stellten sich auf seine Seite. Als dies geschehn war, setzte er ganz kühl hinzu: „und die Nora!“ Die erschrak, klammerte sich an den Hauptmann an, und Pistruccio zog die Pistole, um sie zu beschützen. Aber Peppo, der das erwartet hatte, war ihm unter den Arm gefahren; und das furchtbare Messer des alten Banditen, sein eignes aus dem Kätzchen, mit dem er einst Greppo und Teresina erstochen hatte, saß ihm tief im Herzen, ehe er noch seine Pistole spannen konnte. Der Hauptmann lag am Boden und schwamm in seinem Blute.

Peppo umschlang die Nora mit der Linken; hoch hielt er das blutige Messer in der Rechten empor und rief aus: „Diese hat er mir gestohlen, die ich liebe; seine eigne Frau wollte er betrügen, und meine beiden Aeltern hat er mir mit diesem Messer erstochen. Da liegt er. Das hat er verdient!“

Die Räuber stutzten, wußten aber wohl, daß die Aufgerufnen, die sich zu Peppo gestellt hatten, die stärkste Partei bildeten: sie vermutheten eine Verschwörung und unterwarfen sich. Selbst Nora wagte sich nicht zu widersetzen. Bittend sah sie ihn an und war froh, daß er sein Messer nicht auch noch gegen sie

kehrte, sondern es ruhig durchs Gras strich und dann einsteckte. Peppo war nun Hauptmann und Nora der Preis dieses Handstreichs. Wie lange sie um Pistruccio getrauert, wissen wir nicht; daß sie jetzt seinen Nachfolger nicht ausschlagen konnte, war leicht einzusehn.

Pistruccio war todt, aber sein Plan wurde ausgeführt. Die Bande theilte sich wirklich, um beide Straßen von Neapel nach Rom zu besetzen und Peppo ließ den Theil, der auf die Straße von Fondi oder Mola di Gaeta abziehn sollte, seinen Anführer selbst wählen.

Pistruccio wurde sehr einfach bestattet wo er gefallen war, und sein Nachlaß unparteiisch unter Alle vertheilt, nachdem Peppo die Nora und den Esel des erstochnen Hauptmanns vorweg genommen.

Peppo warf sich gegen Morgen mit dem Kern der Bande näher an die Straße über Germano heran und ließ sie so umstellen, daß er die Wagen durchlassen oder auch anhalten konnte, je nachdem es ihm gerathen oder der Mühe werth schien.

Drittes Kapitel.

Die Ereignisse in Unteritalien hatten den fallenden Bourbonen, den wir mit seiner schönen Königin und mit rührigen Priestern schon in Rom angetroffen, bekanntlich zuletzt nach Gaeta gedrängt. Max war dem Zuge der Sardinischen Armee gefolgt, und hatte die Nachrichten von seiner Familie aus Rom und Mailand in Neapel und vor Gaeta erhalten. Er war bis zu Ende als Freiwilliger bei der Armee geblieben und zuletzt natürlich ganz im Einverständniß mit seinem Vater, ja er hatte sogar dessen Empfehlung bei dem Artilleriegeneral Menabrea benutzen können, um die Wirkung der Cavallo-Kanonen und die ganze Belagerung Gaetas, welche durch die drohende Aufstellung der Französischen Flotte so unerwartet verlängert wurde, ungehindert zu studiren.

Während ein Preußisches Kriegsschiff offen für die Bourbonen Partei ergriffen und die Befehle des Königs Franz II., nicht zu kapituliren, nach Messina gebracht hatte, war unser junger Preuße im Königlich

Sardinischen Lager sehr willkommen gewesen. Alle behandelten ihn mit großer Aufmerksamkeit; er hieß allgemein „unser erster Preußischer Verbündeter gegen unsern gemeinsamen Feind, die Oestreicher.“ Man wünschte zu wissen, wie der General Löffling über die Sache dächte, was wohl die Ansicht der Armee und des Volks wäre, und bestürmte Max mit Fragen, die sich den Italienern so natürlich darboten, ihm aber nicht so leicht zu beantworten fielen. Er wies seine Kameraden auf das Betragen der Preußischen Diplomaten in Rom hin, er konnte die Courierdienste eines Preußischen Seekapitäns für den König Franz II. nach Messina nicht für einen Zufall ausgeben, und setzte mit einem Seufzer hinzu: „Auch mein Vater, fürcht' ich, ist mehr Oestreicher, als uns lieb ist, so sehr er auch durch seinen häufigen und längern Aufenthalt in Rom an Italienisches Leben und Wesen gewöhnt ist.“ Max hätte gern für einen Zeugen Preußischer Stimmung gegen Italien gegolten; aber er mußte gestehn, daß er hier nicht sein Vaterland, sondern nur sich und seine persönliche Gesinnung vertrat.

Dieser merkwürdige Feldzug war nun zu Ende. Max wurde von seiner Familie dringend aufgefordert, endlich nach Rom zu kommen, wo all die Seinigen sich wieder zusammen gefunden hatten; aber es zog ihn zurück nach Sicilien und all den Orten, die durch Garibaldis Kriegszug berühmt geworden waren; und er erbat sich von seinem Vater die Erlaubniß zu dieser Reise. In Neapel fand er drei Freunde und Waffen-

brüder, die sich für den Plan dieses umgekehrten Feldzugs gewinnen ließen. Und so zogen sie denn zuerst an den Volturno, nach Caserta und Capua, dann durch Calabrien, über die Meerenge, nach dem befreiten Messina, nach dem alten ewig grollenden Aetna, verweilten in Palermo, durchwanderten die Stadt, und jeder erklärte dem andern, wo er gefochten und wie er zum Siege gelangt. Manches wurde ihnen jetzt erst klar, was sie im Drange des Augenblicks nicht erkannt oder nicht verstanden hatten, wie es dem Einzelnen im Kriegsgetümmel geht, wie der Mensch überhaupt von der Fluthwelle des Lebens oft genug unbewußt an sein Ziel gerissen wird.

Die Reise war einzig in ihrer Art und fesselte die jungen Leute so sehr an einander, daß sie auch den Weg nach Rom zusammen zu unternehmen beschlossen.

Als sie wieder nach Neapel zurückgekehrt waren, fuhren sie eines Tages den Pausilippo hinauf und scherzten, daß man jetzt ruhig den schönen Neapolitanerinnen, zierlich und leicht gebräunt, in ihrem Putz und in ihren Staatswagen begegnen könne, ohne mehr vor König Franz auszusteigen und Front zu machen. „Den haben wir vom Corso vertrieben," riefen sie aus und rieben sich die Hände.

„Und was noch mehr ist und noch hübscher", bemerkte Max, „die Mädchen grüßen unsre Uniformen so hold und so freundlich." — —

„„Daß wir ihnen nun auch tapfer in die schwarzen Rehaugen sehen können, als gehörten wir zu ihrem

Kränzchen"", fuhr sein Freund Nostis fort, ein junger Mann mit kastanienbraunem Vollbart, den der Feldzug und die Reise fast zum Italiener gebräunt hatten.

Als sie an dem glänzenden Zuge des Neapolitanischen Corso, der den Pausilipp herabkam, vorbei waren, fielen endlich ihre Blicke von den schönen Mädchen auf die schöne Bucht, hier von Neapel mit dem rauchenden Vesuv, dort von Bajae mit der dampfenden Solfatara davor; sie hielten an; sie waren oben.

„Das herrliche tiefblaue Meer und die kühnauftauchenden Inseln, die es einrahmen!" rief Max erfreut aus.

„„Es sieht sich schön an von hier oben, das ist wahr! aber es ist doch eine unbequeme Schaukel, wenn man darauf hinfährt,"" fiel Nostis ein.

Hier kam nun die Reise nach Rom zur Sprache. Die Seereise wurde bald verworfen. Es hieße das ganze Land aufgeben. Und so wurde denn beschlossen, den Weg durch die Abruzzen über Aquila und Rieti zu nehmen, der von Allen so sehr gerühmt wird, die ihn kennen.

Der Vetturino, der die lustigen Bursche oft gefahren und sich mit ihnen sehr befreundet hatte, hörte das Wort Rom in dieser Unterhaltung so oft wiederkehren, daß er ganz richtig vermuthete, sie wollten dahin. Und zutraulich, wie die Italiener sind, mischte er sich ins Gespräch und sagte: „Ihr sprecht von Rom; möcht' ich doch, ich könnte die ewige Stadt mal sehn! Warum nehmt Ihr mich nicht zum Vetturino, Ihr

Herren? Was gilt's? ich fahr' Euch hin! Seht meine Pferde an; sie sind im guten Stand' und muthig; und den Wagen kennt Ihr. Was sagt Ihr dazu?"

Als sie ihn fragten, was sie denn bezahlen sollten, war er freilich in Verlegenheit; denn er hatte keine Vorstellung von der Entfernung. Der Vorschlag kam aber doch zur Ausführung. Man rechnete nach Tagereisen. Und als sie vor ihrem Gasthause am Largo di Santa Lucia wieder ankamen, wurde Alles zur Abfahrt festgesetzt.

Viertes Kapitel.

Nichts konnte angenehmer sein, als diese Spazierfahrt durch die reichen Fluren des schönen Italiens. Es war die Heerstraße des Königs von Sardinien bis nach Sulmona und Popoli hinauf. Kleine Truppentheile fanden sich in den Städten. Die Straße war noch besetzt. Allmählig wirft sie sich in's Gebirge und giebt oft wildromantische Aussichten.

Aus Mißtrauen gegen die ungewissen Nacht- und Tagesquartiere hatten sich unsre Reisenden mit Wein und andern Erfrischungen versehn, und diese Vorsicht wiederholt zu preisen gehabt.

Am dritten Tage näherten sie sich der Römischen Grenze. Der Weg wand sich bergauf und der Vetturin war abgestiegen, um es den Pferden zu erleichtern. Sein Beispiel steckte an. Die jungen Leute wanderten vorauf.

Da begegneten sie einer jungen Frau im Costüm der Römischen Gebirge, wie die Maler sie uns vielfältig darstellen.

„Sieh das Frauenzimmer!“ rief Nostis aus, „wahrhaftig, man sollte sagen, der alte Bandit Bonapart hätte hier Nachkommenschaft!“ Die jungen Leute grüßten sie, und sie dankte ihnen sehr freundlich, indem sie mit ihrem rothseidnen Taschentuch winkte. Es entspann sich ein Gespräch. Landleute in grünen Jacken kamen von allen Seiten herzu, und plötzlich auf ein sanftes Hornsignal waren unsre Reisenden und der Vetturin ergriffen und festgehalten. Sie hätten hier eher Sardinische Soldaten als Straßenräuber erwartet.

Nora hatte sich die Herrn angesehn; und das Signal kam aus Peppo's Horn.

Die jungen Leute dachten, sie würden mit der Ausplündrung davon kommen, als der Vetturino dem Hauptmann sagte, sie seien Tedeschi. Die Koffer waren ungeöffnet verschwunden, sonst hätten diese Royalisten die rothen Garibaldi-Hemden gefunden. Geld und Uhren wurden sorgfältig aufgesucht, besehn und der schönen Römerin zum Aufheben hingereicht.

Also die Herrn sind Deutsche, warf Peppo hin, darf ich um ihre Namen bitten. Man hielt dies für eine sehr harmlose Frage; denn was konnte der Bandit von deutschen Namen wissen? Auch waren die drei andern ihm sehr gleichgültig, als aber Max: Löffling sagte, machte Peppo ein erstauntes Gesicht: Loffingo, il Padrone! wiederholte er sich; und Max erschrak nicht wenig, als er das verhängnißvolle Wort Padrone hörte, denn er wußte, daß sein Vater bei den Greppo's immer der Padrone geheißen hatte. Also

schien dieser junge Rüpel von einem Räuberhauptmann durch Greppo von seinem Vater gehört zu haben.

„Sie sind der Sohn des Generals Löffling, und ich bin der Sohn Greppo's," fuhr ihm Peppo durch die Gedanken. „Sie bleiben mein Gefangner; die drei andern Herrn setzen ihre Reise nach Rom fort und bringen mir für Sie ein Lösegeld von 100,000 Scudi, binnen vierzehn Tagen oder ich schicke dem General ihren Kopf! Hier ist der Ort, merkt ihn Euch wohl!" redete er die drei andern Gefangnen an, „hier liefert Ihr mir das Lösegeld. Wenn irgend ein Verrath möglich ist, wird es nicht abgenommen. Wenn Ihr es bringt, weht mit diesem Tuch!" Und damit warf er ihnen das rothe Tuch der Nora zu.

Der Vetturino erhielt einen Freipaß; der Wagen fuhr ab. „Wir retten Dich! nur Muth!" rief Nostis dem bestürzten Max zu. Peppo blies sein Signal, und Max verschwand mit der Bande im Gebirge.

Fünftes Kapitel.

„Hm! so wechselt das Glück!“ rief der spitznasige Monsignore Merluzzo aus, der, wie wir wissen, die Bande angeworben, als ihm der Capo Banda — Räuberhauptmann — Greppo vier Garibaldi-Hemden zusandte. Ein Kriegsbericht lag bei: „Wir konnten die Straße von Molo di Gaeta nicht halten. Die Garnison der Festung umging die zweite Abtheilung der Jäger unter Stefano Sonzio und rieb sie auf. Kein Mann hat sich ergeben. Darauf schwärmte die Reiterei zu uns herüber auf die Straße von Germano. Wir waren gewarnt und warfen uns ins Gebirge nach Aquila zu. Dort hoben wir einige Couriere auf — ich sende die Depeschen an seine Excellenz — und nahmen vier junge Deutsche in bürgerlichem Anzuge gefangen. Es waren aber Garibaldiner. Ich sende Ihnen die Uniformen, die in ihren Reisekoffern gefunden wurden, als Trophäen. Lang' lebe seine Majestät, der rechtmäßige König von Neapel! Der Sohn des Generals Löffling ist mein Gefangner!

Ew. Excellenz unterthänigster Diener

P. Greppo, Kommandirender.“

So hatten die Piemontesischen Reiter selbst die Bande auf den Heerweg des Königs und wider Willen Max und seine Freunde in die Falle getrieben, aber der Kommandirende seiner Sicilianischen Majestät konnte das Feld nicht lange halten, und hatte sich in die unwegsamsten und rauhsten Höhen an die Grenze des Kirchenstaates zurückzuziehn. Max war in den Händen einer eignen Wache. Der Capo Banda selbst zeigte ihm nie sein Angesicht. „Ich will diese Reichen arm machen, und ihnen den Herrn zeigen. Ist mir, dem Auswurf, dem Sträfling der Porta pia, doch der Sohn des Generals in die Hände gegeben! Ich will sein dunkles unsichtbares Schicksal sein, wie sie mit ihrer Tugend das meinige gewesen sind. Mein Schwert bleibt schweben über seinem Nacken, und wenn er sich nicht löst, so fällt es nieder."

Büchsenschüsse der Bersaglieri des Königs von Italien knallten dazwischen und rollten das Echo von Fels zu Felsen. „Schießt nur, so hören wir, wo ihr seid! — Wie er wohl mit meiner Schwester steht, der Prinzessin oder der Prima Donna? Ich will ihn ausfragen lassen; aber mich soll er nicht eher wieder sehen, als bis sein Schicksal entschieden ist!"

Max mit seiner Wache war den Piemontesischen Schützen noch näher. Er sah sie heraufklimmen; er dachte die Entscheidung sei gekommen. Schon machte er seine Pläne, aber die Räuber kannten ihre Stellung. Eine unüberwindliche Schlucht sicherte sie. Auch wußten die Schützen, welcher Gefahr sie sich nutzlos aus-

setzten, wenn sie hier bis auf Schußweite vordrangen. Sie verloren sich daher auf Seitenwegen. Dies machte nun aber die Räuber unruhig. Wahrscheinlich, dachte Max, wollen die Bersaglieri die Schlucht tiefer unten umgehn. Der Rückzug der Bande ging also immer weiter, und Max sah nicht ein, wie der Räuberhauptmann sein Wort halten und das Lösegeld auf der Landstraße in Empfang nehmen wollte, wo er gefangen worden war. Wenn er seine Begleiter fragte, zuckten sie die Achseln. „Aber" hieß es dann, „wird Ihr Herr Vater Sie auslösen?" Dann drehte sich der Spieß herum, und das Achselzucken war an Max. So spielte man Diplomatie in der Wildniß und klapperte vor Frost mit den Zähnen dazu.

Sechstes Kapitel.

Wir eilen voraus nach Rom. Im Palazzo Caffarelli dicht beim Kapitol und hoch über dem Tarpejischen Felsen, wo das Hôtel des Preußischen Gesandten beim Heiligen Stuhl ist, war glänzender Empfang. Langsam fuhren die Staatskarossen der vornehmen Welt hintereinander vor. Den Cardinal Antonelli kannte man an seinem Geschirr mit rothen Zügeln, der Monsignore stieg mit ihm aus. Der General Löffling mit seinen Damen folgte. Beide Wagen kamen spät. Die Säle waren gefüllt. Während eine Reihe glänzender Toiletten bewundert wurde, hörte man Englisch und Französisch neben dem Italienischen. Jetzt sollte das Deutsche ebenfalls daran kommen. Der Gesandte begrüßte unsre Damen gleich am Eingange, und führte die Generalin selbst an einen ausgezeichneten Platz. „Ich hoffe, meine Gnädige, Sie haben gute Nachrichten von Ihrem Conquistadore?“ — „„Excellenz sprechen von meinem Sohn? Er hat uns seine Abreise von Neapel angezeigt, und wir hofften schon, ihn heute

Abend in Person vorführen und Ihrem Wohlwollen empfehlen zu können; aber er ist noch nicht angekommen, da er den Umweg über Aquileja und Rieti genommen hat."" — „Den ich immer so sehr empfehle; in jüngern Jahren hab' ich ihn einmal mit dem seligen Küstner zusammen gemacht." Ein braungelockter stattlicher junger Mann mit elegant gedrehtem Schnurrbart, der Graf . . x, bat um Ida's Arm; so blieb dem General nur seine Bianca, und es schmeichelte ihm, als er ein Beifallsgemurmel in den Reihen der Gäste vernahm, die er mit seinem schwarzlockigen Pfleglinge am Arme durchschritt. Die schöne Prima Donna war ihnen allen wohlbekannt.

Ida hingegen hatte sich ähnlich, wie ihre Mutter, gegen ihren Cavalier zu wehren. Der junge Graf wurde sogar noch etwas deutlicher, als der Herr Gesandte: „Wie geht's dem Herrn Lieutenant? Hat er etwa noch neue Lorbeern geerndtet?" — „„Er ist auch in Messina gewesen, nach der Uebergabe Herr Graf!"" — „Und hat er keine Festungen, so hat er doch gewiß tricolore Herzen erobert." — „„Er hat mehrere Cavallokanonen vor Gaeta gerichtet."" — „So? hm! das wußt' ich nicht! Und sie haben doch getroffen?" — „„Nun, ich dächte! Sie lesen doch die Zeitungen hier im Palazzo Caffarelli?"" — „Ich werde zweifelhaft, gnädiges Fräulein, ob Ihr Patriotismus Preußisch oder Sardinisch ist?" — „„Da holen Sie sich doch in Berlin Instructionen darüber, wie man mit mir von meinem Bruder zu sprechen hat."" — „Zu Befehl!

meine Gnädigste," erwiederte er, und sie verbeugten sich sehr förmlich gegen einander. — „Aber Ida!" sagte rügend die Generalin, die ihr Gespräch zum Theil gehört hatte. — „„Ich hab's ihm lange zugedacht, dem Gelbschnabel, da lief er mir gerade richtig in den Schuß!"" erwiederte Ida, noch angeregt von ihrem Zorn.

Als saure Limonade und süßer Orvieto-Wein herumgegangen waren,. trat der Gesandte wieder zu den Damen heran und bat sich die Gunst aus, die Signora Bianca della Rocca zum Piano führen zu dürfen. Sie sang mit hinreißendem Ausdruck das Weber'sche Lied: Und ob die Wolke sie verhülle, Die Sonne bleibt am Himmelszelt!

Die mächtige Musik theilte ihre Stimmung allgemein mit und unterbrach sogar den Cardinal in seinen Sarcasmen gegen die Männer und in seinen Artigkeiten gegen die Schönen. Kaum war aber der Gesang zu Ende, so entstand eine Scene eigner Art. Der Bediente rief in den Saal: „Der Graf Nostis!" und ein junger Mann im staubigsten Reiseaufzuge, hastig mit den Blicken umhersuchend, ohne die Wirthin zu begrüßen, ging rasch auf den Gesandten zu, sprach leise einige Worte zu ihm, die einen sichtbaren Eindruck machten; Beide wandten sich dann sogleich an den General und verschwanden mit ihm in ein Nebenzimmer.

Der Cardinal hatte den Auftritt genau beobachtet, aber als bemerkte er nichts Ungewöhnliches, verabschiedete er sich bei den Damen und verschwand. Die Leute brachten beides zusammen, und die Leute hatten

Recht. Der Cardinal war die einzige Person im Saale, der den Auftritt sogleich verstand, und er wollte die Rückkehr der drei nicht abwarten, um nicht selbst mit zu Rathe gezogen zu werden.

Allerdings war die erste Frage des Gesandten, der allein zurückkehrte: Wo ist der Cardinal?

Als er hörte, er habe sich empfohlen, warf er hin: „Habs erwartet!“ — Und konnten die Leute sich den Auftritt nicht erklären, so mußte es nun nur um so mehr der Cardinal sein, der damit zu thun hatte; aber wie? Das war nicht zu errathen.

Nur die Damen des Generals konnten sich die gefährliche Bedeutung des Auftritts nicht verbergen. Sie zitterten vor ängstlicher Erwartung. Sie kannten Rostis als Marens Reisegefährten. Max war nicht mit. Es mußte ein Unglück sein.

Sie wagten kein Wort zu sagen. Sie konnten sich nicht dazu aufraffen, den Gesandten zu fragen. Auch verschwand dieser sogleich wieder, und Rostis trat statt seiner herein: er fragte nach der Generalin Löffling, die er nicht kannte. Man wies ihn zurecht. Aber ehe er sie noch erreichte, trat Ida rasch auf ihn zu mit den Worten: „Lebt er? Sagen Sie nicht nein, Herr Graf! Max ist mein Bruder!“ —

„„Er lebt! und wir können und werden ihn retten!““ antwortete er in lebhafter Aufregung.

„Oh, meine Ahndung? Dieses abscheuliche Raubgesindel!“ rief die Generalin aus; „wo ist mein Gemahl?“ „„Er hat mir befohlen, die Damen zu unter-

richten und nach Hause zu begleiten, da die Excellenzen es für gerathen hielten, sogleich nach dem Vatican zum Cardinal Staatssecretär zu fahren.""

Während den Damen ihre Shawls gebracht wurden, erfuhr die Gesellschaft in lautloser Aufmerksamkeit den Hergang des Ueberfalls, den wir schon kennen, und Alles drückte die größte Theilnahme mit der Familie aus.

Bianca hörte mit Schrecken den Namen ihres Bruders. Ein Schrei des Entsetzens entschlüpfte ihr. Dann trat sie rasch dicht an Ida heran, faßte krampfhaft ihre Hand und flüsterte ihr zu: „ich rett' ihn, ich kanns und ich wills! Ich muß es aber thun, eh' dies Gerücht durch die Stadt fliegt."

Ida wußte nicht, was sie meinte; aber nie hatte sie eine solche Entschlossenheit und Zuversicht an ihr gekannt. Die furchtbare Lage, und der Gedanke, daß ihr Bruder die Familie des edeln Mannes, ihres theuern Beschützers, zu Grunde richten wolle, hatten das Mädchen ganz verwandelt und aus dem weichen sanften Kinde war in einem Augenblick eine Heldin geworden.

Wie aber wollte sie dem Feinde in seinen fernen Bergeshöhlen und unbekannten Schlupfwinkeln beikommen? Wenn sie ein Mittel wußte, so wars eine Eingebung des Geistes. Denn jedem Nüchternen schien aller Erfolg unmöglich; und sogar die Generalin wollte den Schritten ihres Mannes nicht trauen, dem sie sonst so unbedingt hingegeben war; und traurig rief sie aus: „Wir sind von heut' ab arme Leute und

selbst mit unserm ganzen Vermögen können wir ihn doch vielleicht nicht retten!

Nostis bemerkte zwar: „Die Auslösung betrifft uns alle Vier, gnädige Frau, aber wir wissen, daß die hiesige Regierung Marens Freilassung erzwingen kann, wenn sie will."

Siebentes Kapitel.

Aber die römische Regierung wollte nicht. Der Gesandte und der General wurden zwar im Vatican sogleich vorgelassen und sehr artig empfangen. Als sie aber den Vorfall vorgetragen und den Monsignore Merluzzo erwähnt hatten, der, wie sie meinten, ohne Zweifel angehalten werden könne, einen Druck auf diese politischen Räuber auszuüben, erwiderte der Cardinal, „die Verbindungen des Monsignore Merluzzo mit den Unzufriednen im Königreich Neapel seien ihm unbekannt, um so mehr, da ihm der Monsignore selbst unbekannt sei. Der Vorfall betreffe allerdings das Königreich Neapel, aber die Anwesenheit des Königs von Neapel in Rom beweise ja hinlänglich die anarchischen Zustände in seinem Reiche; wenn die Herrn hingegen die Eroberung anerkennten, so bleibe ihnen wohl nichts anders übrig, als sich an den Eroberer zu wenden. Und der müsse ja alle möglichen Beweggründe der Dankbarkeit und der Ehre fühlen, um für einen Gefangnen, der unter den Tausend von Marsala gewesen, einzuschreiten.“

Sie empfahlen sich Seiner Eminenz.

„Boshafter hätte er uns nicht antworten können," bemerkte der Gesandte, als er sich nach dieser verunglückten Audienz von dem General trennte, „aber es ist nichts dagegen zu sagen. Daß Sie über mich zu verfügen haben, wenn ich sonst noch etwas thun kann, mein lieber Herr General, wissen Sie." Und damit beurlaubte er sich. Seine Kutsche rollte nach dem Kapitol.

Der General stieg trübe brütend in die seinige. „Verlaß sich einer auf Diplomaten! Bewundert er nicht noch gar diesen schadenfrohen Sarkastiker."

Zu Hause trat er gleich mit Rostis in Berathung und es wurden zur Ausführung ihrer Beschlüsse eine Menge Briefe nöthig. Nachdem Löffling bemerkt hatte, „die Excellenz werde ihn auch wohl mit der Auslösungsgeschichte in Stich lassen," gingen die beiden Männer in des Generals Arbeitszimmer.

Unterdessen war Bianca gleich nach der Zusammenkunft vom Palazzo Caffarelli aus der Gesellschaft verschwunden, hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen und sich von Ida Zeit zum Briefschreiben und zu einem Besuch erbeten. Auch waren die Generalin und Ida zuerst immer noch damit beschäftigt gewesen, Rostis über alle möglichen vergangnen und viele wahrscheinliche künftige Dinge auszufragen; und als er sich mit dem General ins Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, fuhren sie noch lange fort, sich über Marens Schicksal und ihr eignes Unglück weiter zu unterreden. So fiel ihnen Biancas Abwesenheit nicht auf.

Biancas erste Sorge war, Peppo's Zettel aus dem Blumenstrauße, den sie bei ihrem ersten Auftreten in der Oper von ihm erhalten hatte, hervorzusuchen. Sie fand ihn bald. Wir erinnern uns, Peppo fragte darin, ob sie seine Schwester wäre. „Welch' ein Glück," rief sie bei dem Funde aus, „daß ich ihn aufgehoben habe; jetzt soll er mir ein Retter in der Noth werden!"

Es war ihr schon im Palazzo Caffarelli plötzlich der Gedanke durch den Kopf gegangen, daß es möglich sein müsse, durch den Wirth zu den Kätzchen an Peppo zu kommen. Ihm also wollte sie diese Frage ihres Bruders vorlegen und wenn er sich überzeugte, daß der Zettel ächt sei, ihn um Beförderung ihrer Antwort bitten. Die Antwort sollte einen Vorschlag enthalten, der ihn und Max zugleich rettete.

Um diesen Plan auszuführen, brauchte sie Moritz. Dieser kam. Er war willig genug; „Aber, Fräulein Bianca," sagte er erstaunt, „Sie wollen doch nicht selbst in die Räuberhöhle?!" —

„„Ich muß den Wirth sprechen, und für meinen Plan gewinnen, antwortete sie entschlossen.

„Dann getraue ich mich nicht," sagte Moritz bedenklich, „Sie allein und ohne Rückhalt hin- und zurückzubringen. Die Räuber sind hier in Rom in der letzten Zeit gewissermaßen ehrlich gewprden. Seit der König von Neapel im Quirinal residirt, halten sie dort in den Kätzchen bei dem alten Giuseppe offen große Gelage. Ist man einmal dort, so kann man eine Gesellschaft antreffen, die Einem was zu rathen aufgiebt.

Der alte Fuchs von Giuseppe hat mich einmal gefangen, als wir vor 16 Jahren nach Hause fahren wollten — es hätt' uns beinahe allen das Leben gekostet — all mein Lebtag denk' ich daran, und es war meine Dummheit! ich werde mich wohl hüten, ihm zum zweiten Mal in die Falle zu gehn."

„„Aber, Moritz, ich muß hin, und muß ihn sprechen und muß sogleich hin!""

Moritz machte ein verlegnes Gesicht. Es trat eine Pause ein.

„„Gut!"" sagte Bianca, nahm Hut und Mantel und wandte sich zur Thür, „„wenn Du mich im Stich lassen willst, wenn Du mir nicht helfen willst, Max von einem grausamen Tode zu retten, so bleib; ich gehe allein! Ich muß ihn ohnehin allein sprechen.""

„Fräulein Bianca", rief Moritz, „was denken sie von mir? Ich sollte Sie in Stich lassen? Das fällt mir nicht ein; aber die Sache will überlegt sein. Mit dem Wagen können sie nicht vorfahren... Die Straße ist nicht danach, das gäbe ein Aufsehn... Hm! ja, da ist die Remise Guiseppe's und ich habe den Schlüssel dazu. Da fällt mir etwas ein... Das wird gehn... Der Lieutenant Belmontot ist ein großer Bewundrer von Ihnen. Er ist heute gerade auf Wache an der Porta del Popolo. Dem trag' ich unsern Fall vor. Er giebt mir gewiß ein paar Mann mit; denn er hat ja den Schutz der Straßen dort herum auf sich... Die thu' ich in die Remise, und ich selbst bleib' unterm Fenster. Dann sind Sie auf alle Fälle sicher.

Wollen Sie mir ganz genau folgen, gnädiges Fräulein?""

„Wenn Du mir eine Unterredung unter vier Augen mit dem Wirth zu den Kätzchen verschaffst?"

„„In wenigen Minuten bin ich mit dem Wagen vor der Thür.""

Achtes Kapitel.

Noch ehe der Wagen kam, erschien der Lieutenant Belmontot und schickte ein Briefchen zur Signora Bianca della Rocca hinauf, worin er mit Enthusiasmus erklärte, er wolle selbst die Unternehmung leiten und die Signora stünde von diesem Augenblick an unter seinem besondern Schutze.

„Aber in aller Welt"; dachte Bianca, „was können sie nur befürchten? Abenteuerlich und unschicklich ist der Besuch dieser Garküche wohl; wie er mir aber gefährlich werden könne, das seh' ich doch wirklich nicht ein."

Endlich kam Moritz mit dem Wagen. Er hatte so viel Zeit gebraucht, um die Franzosen selbst und ohne Aufsehn einzeln nach einander in der Remise unterzubringen.

„Wir fahren bis ganz in der Nähe des Kätzchen," sagte er, „dort — noch in der Hauptstraße — warten Sie ruhig in Ihrer Kutsche ,bis ich Sie zu der Unterredung mit Giuseppe abhole. Ich werde dies natürlich

nur thun, wenn Sie ihn wirklich allein antreffen können. Daß ich sie mitten unter das Raubgesindel gehen lassen sollte, davon kann natürlich keine Rede sein."

Sie fuhren ab. Der Wagen hielt. Moritz kam ans Fenster und versprach bald zurückzukehren.

Bianca schloß die Jalousien des Wagens nach dem Bürgersteige zu. Jetzt kam sie sich erst abenteuerlich vor; und wenn Leute beim Wagen still zu stehen schienen, wurde ihr bange vor einer Ansammlung von Neugierigen. Vielleicht hatte sie grade durch das Vorziehen der Jalousien Aufsehn erregt. Die Römer sind ein eignes Volk und kümmern sich um Alles. Der ganze Plan konnte scheitern, wenn irgend ein Aufsehn erregt wurde. Das Herz pochte ihr vor Ungeduld und Unruhe. Da kam Moritz glücklicher Weise wieder und berichtete: „Der Alte erwartet Sie im untern Zimmer. Nehmen Sie ihren Fächer mit. Halten Sie sich an der Fensterseite und wenn Sie uns ja brauchen, was ich jetzt selbst nicht mehr glaube, stoßen Sie, wie von ungefähr mit dem Fächer an die Scheiben. Ich habe dies Signal mit dem Lieutenant Belmontot verabredet. Vergessen Sie also ja nicht die Fensterseite und das Signal, Fräulein Bianca!"

Dann gingen sie miteinander seitab auf die Räuberherberge los. Sie waren jetzt schon ein Stück in das verrufne Gäßchen hinein; das helle Licht der Hauptstraße hörte auf; spärlich schien hier und da eine Laterne; Bianca hielt sich fest an Moritz; der Gedanke

an Max gab ihr Muth, und als sie unter dem Schilde zu den Kätzchen angekommen waren, schlüpfte sie entschlossen in die Thür hinein. Der Wirth kam ihr mit Licht entgegen.

Giuseppe mit seiner bürgerlich behäbigen Gestalt flößte ihr eher Zutraun, als Mißtraun ein, als er ihr die Thür zur untern Schenkstube öffnete, die leer war.

„Ich komme in einem wichtigen Geschäft, das meinen Bruder betrifft, den Sie kennen, Signor, den Hornisten Peppo," sagte Bianca ein wenig hüstelnd.

„„Oh! den kenn' ich sehr wohl; er ist jetzt ein großer Capitano geworden. Und Sie Signora sind seine Schwester? Sollte man's wohl sagen? Verschiedner können ja zwei Geschwister nicht leicht aussehn!""

„Nun, Sie kennen auch gewiß seine Unterschrift?"

„„Ei freilich,"" Signora, „„und sie ist beinah so gut, als Torlonia's.""

Bianca legte ihm Peppo's Zettelchen aus dem Blumenstrauße vor. Er sah ihn an und sagte: „„Ist seine Hand! Und Signora Bianca della Rocca unter meinem Dache! Welche Ehre, welch' ein Ereigniß!"" Er zog ehrerbietig seine Kappe.

„Hier ist nun meine Antwort, Signore. Darin biet' ich ihm eine glänzende sichre Stellung in Rom an, wenn er meinen Pflegebruder, den jungen Löffling, freilassen will. Können Sie meinen Brief an ihn besorgen und können Sie es schnell thun?"

Giuseppe lächelte schlau und erwiderte: „„Geben

mir den Brief! aber schwören Sie mir, daß dies ganz unter uns bleibt! — Setzen Sie Sich, Signora! Ich bin sogleich wieder bei Ihnen.""

Bianca wußte nicht, was sie von Giuseppe's Verschwinden mit dem Briefe an ihren Bruder denken sollte. War er sein Bevollmächtigter oder hatte ihr Bruder jemand im Hause, der es war? Zweifelnd und verwundert saß sie allein in dem geräumigen leeren tabacksduftigen Unterzimmer der Kätzchen. Ueber sich hörte sie von Zeit zu Zeit Gelächter, schwere Tritte und lebhaftes Gerede. Eine Gesellschaft schien dort versammelt zu sein. Sie war begierig auf die Lösung des Räthsels, wie Guiseppe den Brief besorgen würde; aber es wurde ihr unheimlich zu Muthe. Dabei dachte sie wohl an Moritz' Rath: ein leichter Schauder schüttelte sie, unwillkürlich bewegte sie sich dem Fenster zu, tund Moritz, der draußen Wache hielt, war froh, als er ihre Gestalt am Fenster erblickte.

Neuntes Kapitel.

Wir verließen die Räuber in den Gebirgen gedrängt von den Berſaglieri des Königs von Sardinien. Peppo hatte die Nora mit ſeinen Schätzen nach Sonnino geſchickt. Er ſelbſt leitete den Rückzug auf die Römiſche Grenze. Scheinbar war er mit dem Vortrabe am ſicherſten, in Wahrheit aber, wie ſich zeigen wird, in der größten Gefahr. Die beiden Wächter, die Max hüteten, waren dem Feinde am nächſten, weil ſie, nach Peppo's Anweiſung in der Nacht durchbrechen und hinter den Linien der Schützen eine Höhle erreichen ſollten, von der aus die Auslöſung bewirkt werden mußte, und wo die Bande Einverſtändniſſe mit den Einwohnern der Umgegend hatte. Max, der dieſen Plan nicht kannte, war nicht wenig erſtaunt, als die Umgehung der Schlucht durch die Königlich Sardiniſchen Schützen, die er beobachtet hatte, nun nicht zum Rückzuge, ſondern zum Vordringen führte. Ein dritter Buſchklepper kam dazu, und leitete ihre Bewegungen. Er kannte die Gegend genau. Max wurde

gefesselt und unter Androhung des Todes zur Stille verpflichtet. Alsdann ging es auf halsbrechenden Wegen die Schlucht hinunter bis ans Wasser. Max wurde dabei von seinen Begleitern aufs Höflichste unterstützt und gehalten. Daß hier überhaupt ein Uebergang über den reißenden Waldbach möglich sei, hatten offenbar die Verfolger nicht geglaubt. Auch war die Schwierigkeit nicht gering. Großartig brauf'te, donnerte und schäumte der Fluß über Felsblöcke. Die glatten Steine drohten jeden Augenblick mit dem Sturz in die Tiefe, so wie man den Fuß darauf setzte. Max wurde entfesselt und mit großer Sorgfalt hinüber geleitet. Der Mond leuchtete zu dem gefährlichen schauerlichen Gange durch Nacht und Wildniß, als wäre es seine Sorge, die Verbrecher allen Gefahren dieses tollkühnen Uebergangs entschlüpfen zu lassen. Als sie mit vielen gewagten Sprüngen von Fels zu Fels drüben angekommen waren, begannen die eben so gefährlichen Versuche des Hinaufklimmens. Eine himmelhohe Wand, die sich senkrecht vor ihnen erhob, schien dies völlig unmöglich zu machen. Der Führer aber wand sich so lange an dem Wässerchen entlang, bis eine Holzung das Hinaufklettern von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum einleitete. Einer der Räuber sagte zu Max: „Wir thun dies Alles für Sie, Padrone, um Ihr Lösegeld dort in Empfang zu nehmen, wo Sie uns in die Hände fielen".

Der Weg war ein Stück Seiltänzerarbeit. Die wirkliche Gefahr ging aber erst an, als sie oben waren.

Sie fanden alle Hauptwege besetzt. Im Mondschein blitzten die Bayonette der Schildwachen. Die Räuber warfen sich ins Holz. Auf der ganzen Linie wurde Allarm geblasen, Schüsse fielen, und die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren. „Es fehlte noch," dachte Max, „daß ich hier mit diesen Kanaillen zusammen von unsern eignen Freunden erschossen würde." Diese Gefahr dauerte indeß nicht lange. Offenbar kannten die Räuber die Schliche vortrefflich und führten ihres Hauptmanns Plan zu einer unerwarteten Zeit, an einem unerwarteten Ort und in einer Richtung aus, an die kein Uneingeweihter denken konnte.

Dem Hauptmann selbst gelang der Rückzug mit dem Hauptcorps der Bande bei weitem nicht so gut, als der Escorte mit seinem Gefangnen der Durchbruch. Er fand sich am andern Morgen umgangen und entschlüpfte nur mit genauer Noth und mit Wenigen der Gefangenschaft und der unvermeidlichen Kugel. Die geretteten Versprengten ließ er in der Nähe von Sonnino im Gebirg'. Er selbst begab sich nach Rom; und darum konnte Guiseppe den Brief Biancas so leicht besorgen; der große Capitano war in dem Kätzchen. Er hatte Geschäfte in Rom. Unter andern wollte er sehn, ob die Löfflings mit der Auslösung Ernst machten, und, wenn es nöthig wäre, diese durch neue Drohungen noch beschleunigen.

Giuseppe überreichte ihm Biancas Brief und benachrichtigte ihn, daß sie unten auf Antwort warte.

„Sie bietet mir," sagte er, ihr ganzes Gehalt an,

und fordert mich auf, wieder Hornist im Orchester der Oper zu werden. Und dafür soll ich ihren Pflegebruder frei geben. Es sei besser, dies sicher, als noch so viel Geld in steter Lebensgefahr und in der Wildniß zu haben. Ha, ha, ha! die Hunderttausend für ihren Jahrgehalt! Und den Rollenwechsel mit dem reichen Padrone soll ich für nichts drangeben! Wofür trägt Einer sein Fell zu Markte, als weil er Herr werden will? Und ich soll wieder Hornist werden und des Kapellmeisters gehorsamer Diener im Orchester, wenn der Padrone im ersten Rang Sorbetto ißt. O nein, so haben wir nicht gewettet!"

Giuseppe machte ein ernsthaftes Gesicht, schob seine Mütze auf's Ohr und sagte: „Alles wohl erwogen, Freundchen, sie hat Recht! Wenn Du wieder ehrlich werden kannst mit so viel Gehalt, so thu's! Jetzt hast Du nur noch etwas Krieg geführt, und Antonelli und die ganze Gesellschaft im Quirinal lachen sich in's Fäustchen über diese Streifzüge, womit Du dem Sardinier gerad' in die Zähne gefahren bist. Bestehst Du aber auf der Löfflingschen Auslösung, so kannst Du doch gewiß nicht mehr offen nach Rom kommen. Das ist kein Guerillakrieg mehr; es ist reine Privatsache. Auch hast Du ja das Lösegeld noch nicht. Ich sage Dir also: ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache. Greif zu! noch ist es Zeit. Die Geschichte mit dem jungen Löffling kann noch vertuscht werden. Wenn er wiederkommt, ist es gut. Also nimm es an. Das Frauenzimmer meint es ehrlich,

dafür kann ich Dir einstehn, unser Einer sieht das mit 'nem halben Auge."

„„Privatsache? Ist er nicht Garibaldiner? — Taube auf dem Dache? Hab' ich ihn denn nicht in der Hand? Ich will die Auslösung, und damit Punktum! Ich wills ihr selber sagen; aber als ein Agent von mir, denn sie kennt mich nicht."" Das dachte er.

Sie gingen hinunter.

Peppo war in der That eine Erscheinung. Von der Sonne vollkommen braun gebrannt, braun wie ein alter Mahagonitisch waren Gesicht, Nacken und Hände; und das Leben in Wäldern und Gebirgen hatte seine plumpe Gestalt nur gekräftigt und wahrhaft erschreckend entwickelt. Wie ein junger Elephant stampfte er einher. Aber bei aller Veränderung in seinem Umfange, war der alte widrige Typus, den Bianca sehr wohl kannte, so entschieden derselbe geblieben, daß er in seiner jetzigen Kraftgestalt, ausgerüstet mit breitem Ledergürtel und einem Revolver und dem großen Messer Pistruccio's darin, seinen Eindruck nicht verfehlen konnte. Seine Schwester mußte in ihm eine furchtbare Vervollkommnung des kleinen Ungethüms erblicken, der ihr Leben schon in der Wiege bedroht hatte. Dem Capo Banda fehlte zu seinem vollen Ornate wirklich nichts, als der Hintergrund des Waldgebirges. So wie diese furchtbare Gestalt an Bianca herantrat, schrie das arme Mädchen zum Tode erschrocken laut auf: „Peppo, Herr Gott des Himmels, er ist es! gräßlich! ha!"

Fast ohnmächtig und außer sich vor Entsetzen sank

sie an's Fenster. Ihre ganze Tapferkeit hatte sie verlassen.

Peppo sprang hinzu, faßte sie rasch mit der Linken um den Leib und hob sie auf. Er hatte kein Arg daraus gehabt, daß seine Erscheinung ein solcher Schrecken sein könne, und wollte natürlich mit ihr über ihren Vorschlag und die Auslösung reden. Dazu sollte es aber nicht kommen. Denn in diesem Augenblick stürzte Moritz mit der Wache herein. Ihr Fall gegen das Fenster war ja mehr gewesen, als das Fächersignal.

„Verrath!" schrie Peppo, als er die Uniformen erblickte. Blitzschnell riß er den langen Dolch aus dem Gürtel, und rief: „Was wollt Ihr? Verlaßt das Zimmer! Ich hab' mit ihr zu reden. Wenn ihr mir naht, so erstech' ich sie!"

Giuseppe, den beim Anblick der Wache plötzlich ein gesetzlicher Geist anwandelte, fiel ihm in den Arm und rief ihm zu: „Rasender! was fällt Dir ein?"

Aber Peppo konnte sich nicht beruhigen. Es war zu klar, sie hatte ihn verrathen. Wild tobte er gegen Giuseppe. Bianca war bald von ihm losgerissen. Nun hatte er aber seine Linke frei und im Nu den Revolver gezogen. Mehrere Schüsse fielen, die offenbar seiner Schwester galten. Endlich überwältigten die Männer den Verzweifelten, der in seiner Raserei eine erstaunliche Kraft und Schnelligkeit der Bewegungen entwickelt und verschiedne seiner Gegner empfindlich verletzt hatte; er wurde aber fest umdrängt und ergriffen.

Die Soldaten hielten ihm beide Hände. Er war

gefesselt. Lieutenant Belmontot erklärte ihn für seinen Gefangnen. Der Tumult war vorüber.

„Giuseppe!“ Giuseppe!“ rief der Gefesselte aus, „Du hast Dich zu meinen Feinden geschlagen! Du hast mich gehalten!“

„„Und Dir das Leben gerettet und ihr, die unter meinem Dach in meinem Schutze war.““

Bianca hatte sich während des Kampfes wieder gefaßt. Die Todesgefahr hatte sie bald mit allen Kräften zum Widerstande belebt. Eine leichte Wunde am Arm entweder von dem gezückten Messer oder von einer Kugel aus dem Revolver ihres wüthenden Bruders blutete und wurde von Moritz mit ihrem Taschentuche verbunden. Kaum wartete sie das Zubinden des Tuches ab; rasch wandte sie sich zu Peppo, gegen den sie ja nichts Arges im Sinne gehabt; aber vergebens versicherte sie dem Gefangnen, sie habe ihm keine Falle gelegt. Er blieb dabei, auf ihr Signal sei Moritz mit der Wache hereingebrochen, und drohte ihr und Giuseppe mit seiner Rache. Ein Blick und ein Ausdruck mörderischer Leidenschaft, welcher Bianca wieder so erschreckte, daß sie zitternd zurückwich!

Moritz hatte den Lieutenant Belmontot von der Wichtigkeit des unerwarteten Fanges, namentlich für das Schicksal des jungen Löffling, unterrichtet, und Belmontot ihm die Sicherung des Räuberhauptmanns versprochen. Giuseppe aber sagte heimlich zu Moritz: „Wenn er je seine Freiheit wieder erlangt, so kann ich meine

Flagge nur streichen; und was das Leben der Signora dann noch werth ist, weiß ich nicht!“

Die Gesellschaft verließ die Kätzchen.

„„Sie haben ein Wunder gethan, gnädiges Fräulein, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen,““ sagte Moritz, als er Bianca wieder an den Wagen geleitete, „„was wird der General dazu sagen, wenn er hört, daß wir den Chef der feindlichen Armee gefangen haben?““

Bianca saß, wie betäubt, in ihrem Wagen. So hatte sie sichs nicht gedacht. Das hatte sie nicht gewollt. Sie traute ihrem Bruder immer noch den Geschmack zu, ein sorgenfreies Leben in der Weltstadt Rom, wie sie es ihm angeboten, dem elenden Räuberleben vorzuziehn. Sie hatte keine Ahndung davon, daß ihn der Gedanke empören würde, sich irgend wie wieder ein- oder unterzuordnen; von dem Kitzel, den General herunterzubringen, hatte sie nun vollends keinen Begriff, als sie ihren Brief schrieb. Sie wußte ja auch jetzt noch nicht, ob er nicht gekommen war, um ihren Vorschlag anzunehmen. Und so sehr sein Anblick und seine Mordversuche sie erschreckt hatten, so sehr seine Drohungen sie angegriffen und geängstigt; es lag ihr doch schwer auf dem Gewissen, daß Peppo durch ihren Angstschrei in die Hände der Gerechtigkeit gefallen und nun aller Wahrscheinlichkeit nach verloren war.

„O, meine Feigheit, o, meine kindische Angst vor seinem schrecklichen Anblick! Hätt' ich ihn doch ruhig angehört! Es wäre vielleicht noch Alles gut geworden!

Anstatt ihn zu retten, stürz' ich ihn nun selbst ins Verderben; und wird denn der arme Max dadurch befreit, daß Peppo gefangen ist?"

So waren alle ihre Pläne mißlungen und grade das Mißlingen derselben hatte zu diesem Gelingen geführt, das ihr immer noch nicht als ein Gewinn einleuchten wollte.

Zehntes Kapitel.

Nach stundenlanger Abwesenheit erschienen der General Löffling und der junge Nostis wieder bei den Frauen. Schweigend ließ der General sich in einem Lehnstuhl nieder; schweigend stützte Nostis sich mit dem Elbogen auf den Kaminsims; auch die Damen schwiegen in traurige Gedanken verloren. Es war spät. Nostis stand im Begriff, sich der Generalin zu nähern, um sich für den Abend zu empfehlen, als Biancas Wagen vorfuhr.

„Wer kommt so spät?“ fragte der General.

Da erschien zuerst Bianca im Zimmer. Ihr Anzug in Unordnung. Eine große Aufregung sah man ihr an. Ida eilte gleich auf sie zu, sie zu begrüßen; als sie aber Blut an ihrem Arme herunterträufeln sah, schrie sie laut auf.

„Sage, was ist es! Armes Kind, Du bist ja verwundet!“ rief die Generalin aus.

„„Wo bist Du gewesen, mein Kind? Wo kommst du her?““ fragte Löffling.

„Ach, Ida," rief sie aus, „ich weiß nicht, ob es gut gegangen ist, und ob Max so frei wird."

„Was ist gut gegangen? sag' es, Bianca," redete der General ihr zu.

„Moritz!" rief sie, nach der Thür gewendet.

Moritz kam herbei.

„Erzähle Du es, Moritz, ich kanns nicht," sagte Bianca.

„Wir haben ihn, Herr General. Peppo, der Räuberhauptmann, sitzt auf der Wache an der Porta del Popolo!" platzte Moritz heraus.

„„Was? Ihr habt den Capo Banda, den Greppo gefangen?"" rief Nostis dazwischen.

„Bist Du Deiner Sache gewiß, mein Sohn?" fragte der General; „wie ist das möglich? und wie ging es zu?"

Moritz erzählte nun, daß sie ganz etwas andres gewollt hätten, wie wir schon wissen, und daß dann Peppo aus dem Verdacht, Bianca habe ihn verrathen, verschiedne Mordanfälle auf sie gemacht, und darüber ergriffen worden sei.

„Laß den Wagen nicht fort, Moritz," rief der General; „gebt mir meinen Ueberrock! Hm! Ich muß den Lieutenant Belmontot auf der Wache sprechen — je eher, je lieber! Von seinem Bericht hängt sehr viel ab, vielleicht Marens Schicksal. Welch eine Aussicht! Welch ein unerwartetes Glück!"

„Ist denn nur Hoffnung, theurer Papa?" fragte Bianca noch immer kleinlaut.

„Ei gewiß! mein Kind, und die danken wir Dir," antwortete er. „Graf Nostis, wollen Sie mich als Zeuge in der Sache Marens begleiten? Die Briefe, die auf meinem Schreibtisch liegen, gehen nicht ab."

Die beiden Männer fuhren nach der Porta del Popolo. Die Frauen nahmen nun Bianca in ihre Pflege und ließen sich ihren Theil der Geschichte noch ausführlich erzählen.

Der General Löffling bewog den Wachthabenden leicht, den ganzen Verlauf der Sache als zusammenhängenden Bericht an die französische Kommandantur von Rom gelangen zu lassen und dem General Montebello, dem er persönlich wohl bekannt war, seine dringende Bitte um eine vorläufige Audienz vorzulegen, damit die Gefangennahme des Bandenführers zur Befreiung seines Sohnes benutzt werden könne. Nach Auslieferung des Gefangnen an die päpstlichen Behörden müsse das mindestens zweifelhaft erscheinen. Nostis' Zeugniß wurde angeboten.

Am andern Morgen kam die freundlichste Einladung von dem französischen General. Dieser hatte sich den Gefangnen vorführen lassen, eine Befragung über die Vorfälle eingeleitet, aber keine andre Antwort erhalten, als, alle diese Herren seien ihm (dem Peppo) unbekannt, und gestern habe er sich nur gegen einen Ueberfall gewehrt; er glaube, sein Gericht sei das Gericht des heiligen Vaters; denn er sei ein Römer. Es wurde ihm vorgehalten, daß er auf die Wache geschossen habe und dadurch dem französischen Militairgericht zufiele. Auf das Verbrechen stünden die Galeeren.

Wenn er jedoch den jungen Löffling wolle ausliefern lassen, so solle er dafür dem Gerichte des heiligen Vaters übergeben werden, was er zu wünschen schiene.

„Da hör' ich den Padrone," dachte Greppo; „der soll mir aber bluten, was auch aus mir werde. Sein Sohn sitzt fester, als ich, und zahlen muß er." Dann erwiderte er ganz kühl: „Als Gefangner habe er doch sicherlich keine Gewalt über freie Menschen in den Abruzzen. Wolle man ihn aber freilassen, so wolle er sehen, was er thun könne."

Unterdessen war das Gerücht durch die Stadt geflogen. Der Monsignore Matteucci erfuhr es von dem Monsignore Merluzzo; und der Cardinal Antonelli von dem Monsignore Matteucci. Dieser erschien denn auch im Auftrage der Polizei und des Gerichtes, um sich nach der Verhaftung eines römischen Bürgers, des Hornisten P. Greppo zu erkundigen, und seine Auslieferung nebst den Acten zu verlangen.

Der französische General zögerte, und wandte unterdessen allen möglichen Ernst an, um den Gefangnen dahin zu bringen, daß er den Ort angäbe, wo der junge Löffling gefangen gehalten werde und seine Freilassung beföhle. Man versprach ihm sogar seine Freiheit dafür. Alles umsonst!

Die Sache nahm eine verzweifelte Wendung und Peppo, dem man doch die Schritte des Monsignore Matteucci geflissentlich verborgen hatte, erklärte ganz gelassen: „Man täusche sich sehr, wenn man glaube, er habe irgend etwas zu befehlen. Das Beste, ja das

Einzige wäre, die vierzehn Tage nicht unbenutzt verstreichen zu lassen und ernstlich an Marens Auslösung zu denken."

„„Der Kerl spricht wie ein hartnäckiger Festungs-Kommandant!"" sagte der General Montebello.

Die römischen Diplomaten wußten die Angelegenheit des Antigaribaldiners, wie sie Peppo vornehm genug titulirten, bald aus den Händen des französischen Generals in die des französischen Gesandten zu spielen; und da zeigte sich's denn wirklich, daß die Gefangennahme des Räuberhauptmanns noch lange nicht die Befreiung Marens war.

So erfüllte sich Bianca's trübe Ahnung.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Mit Unruhe und Angst sah Max einen Tag nach dem andern in seinem Gefängniß ohne Nachricht von den Freunden und seiner Familie verstreichen; und die Barbaren, in deren Händen er war, drohten ganz kühl, ihm die Ohren abzuschneiden und sie seinem Vater zu schicken, wenn das Lösegeld nicht vor dem vierzehnten Tage ankäme. Er machte sich Vorwürfe, daß er sich nicht längst befreit habe; und doch war es ihm wegen der völligen Unbekanntschaft mit der Gegend nie möglich gewesen. Diese verwünschte Felsenhöhle nun vollends war ein arger Kerker, geräumig genug, aber natürlich schlecht gelüftet und spärlich erleuchtet. Von den drei Räubern schlief abwechselnd Einer. Die beiden andern behielten ihn scharf im Auge. Vergebens lauerte er, Einer davon möchte mal einnicken, damit er den andern ergreifen und entwaffnen könne. Sie sahen wohl, mit wem sie's zu thun hatten, und waren auf ihrer Hut. Da das Gesindel Geld hatte und glänzend bezahlte, so wurde es gut verproviantirt. Nur

wenn die Schützen in der Nähe umherstrichen, litten die Höhlenbewohner manchmal Noth.

Eine solche zufällige Blockade war grade eingetreten, als eines Tages Nora erschien und mit dem dritten Manne einen herrlichen Fleisch- und Flaschenkorb holte.

„Macht ein Gastmal, ihr Jungen," sagte sie, „hier deckt den Tisch! Seht, römische Pasteten und gebratne Hühner von Sonnino hab' ich euch mitgebracht, und herrlichen Rothen. Wir wollen mal lustig zusammen sein. Denn der Tyrann ist gestürzt. Greppo, der Mörder unsers Hauptmanns, der Usurpator, ist den Franzosen in die Hände gefallen. Die Kugel ist ihm gewiß. Wir sind frei! Hurrah!"

Die Räuber wußten nicht, was sie für Gesichter machen sollten. Es konnte eine Finte sein, um ihre Treue gegen den Hauptmann zu prüfen. Max horchte gespannt auf, ohne sich zu rühren.

„Der Gefangne ist jetzt Euer, Ihr Tölpel, seht Ihr denn das nicht ein? Denn Ihr seid ja jetzt die Bande und Ihr habt ihn", fuhr Nora fort, als sie ihr verdutztes Wesen sah. Es kitzelte sie, daß die Elenden sich noch vor dem todten Löwen fürchteten und glaubten, sie lege ihnen eine Falle.

Endlich faßte einer sich ein Herz und sagte: „Nora, Du wirst es nicht wagen, uns zum Besten zu haben; Du bist in unsrer Gewalt. Sag' also, ist es wahr?"

Nora warf mit einem höhnischen Naserümpfen die Zeitung auf den Tisch: „Da stehts gedruckt,"

fügte sie gereizt hinzu, „lef't, wenn Ihr lesen könnt!“ — Als die Räuber ihrer Sache sicher waren, wurden sie ausgelassen vor Freude. „Da thun wir eine Erbschaft, die was werth ist!“ jubelten sie.

„„Nun, und ich wünsch' Euch Glück!““ sagte Nora, „„denn Ihr wißt wohl, daß ich mich gerne schon längst mit Euch empört hätte, wenn — —““

Einer der Räuber unterbrach sie, denn er wußte wohl, daß sie sagen würde: „Wenn Ihr das Herz dazu gehabt hättet!“ und fragte spöttisch: „Und Du nimmst doch den neuen Hauptmann?“

„„Den neuen Hauptmann? — Wenn er darnach ist!““ erwiederte sie keck. „„Nun aber kommt! Und feiern wir erst unsre Befreiung von dem Ungethüm, dem Peppo; Ihr habt doch Euren Gefangnen gut gehalten und ihm doch die Ohren nicht abgeschnitten? — Kommt hervor, Padrone, haltet mit!““, fuhr sie fort, und ging gleich rasch auf ihn zu, um ihn aus dem Hintergrunde der Höhle vorzuholen, „„Ihr seid ja doch die Hauptperson bei dem Gelage!““

Sie ergriff Max bei der Hand, drückte sie ihm merklich und rief ihm leise, aber für ihn vernehmlich zu: „trinkt keinen rothen Wein! nur weißen!“

Er stutzte. Was wollte sie damit sagen? Ohne Zögern erhob er sich und ging schweigend mit.

Sie führte ihn vor, und sagte: „Hier setzt Euch her, blonder Jüngling! Jetzt will ich Euch bedienen. Hier ist herrlicher Albaner Ausbruch! Hier sind Hühner und Pasteten! Nun langt zu!“

Sie schenkte den durstigen Seelen sogleich volle Becher aus der rohrumwundnen großen Flasche ein, und das Gelage kam vortrefflich in Gang.

Die neue Circe hatte aber im Umsehn ihre Gäste in ihrer Gewalt. In wenig Minuten schnarchten sie überwältigt von dem gewürzten Albaner Ausbruch und sanken hülflos unter den Tisch.

„Komm!“ sagte Nora zu Max, „Du bist jetzt mein Gefangner! Komm, vertraue mir!“

Max trat rasch mit ihr ans Tageslicht hervor.

Sie sahen auf die Landstraße hinab. Die Gegend kam Max bekannt vor; und Nora deutete auf ein zweirädriges Fuhrwerk unten auf der Straße mit den Worten: „Dort unten, wo mein Wägelchen hält, hab' ich Dir die Freiheit genommen; hier geb' ich sie Dir wieder. Schon damals, als ich dich verrathen mußte, that es mir leid, Du hattest so freundlich mit mir gesprochen! Jetzt ist die weite Welt wieder Dein! Sieh! wie schön sie ist; und schilt nicht auf dies herrliche Land der Abruzzen, weil es Dich ein paar Tage in Gefahr brachte!“

„„Mädchen!““ rief Max aus, „„wie eine Göttin erscheinst Du mir und rettest mich aus dieser Hölle und aus dieser Entwürdigung!““

„Komm rasch!“ rief sie ihm zu, „es ist keine Gefahr, aber komm! komm fort von hier! Ich führe Dich selbst nach Rieti. Dort zahl' ich Dir die Post nach Rom.“

Einige Windungen um den Bergesrand sprang

sie, wie ein wildes Reh, hinab, und Max, berauscht von der Wonne der Rettung, eilte ihr nach. Athemlos von dem raschen Lauf traten Beide fast zugleich aus dem Gebüsch hervor auf die Straße. Ein Bauerbursch hütete hier für Nora das Geschirr. Er half ihnen zurecht. Sie stiegen ein; und pfeilgeschwind flogen sie durch das schöne Gebirge dahin.

Max hörte nun mit Erstaunen und Schauder Nora's Geschichte; und so schön sie war und so menschlich sie redete, so abschreckend mußte sie ihm auch wieder erscheinen. Sie sprach sehr offen: „Seit ich Dich und Deine schönen Gefährten dort auf dem Wege gesehn und den Ton Eurer melodischen Stimme gehört, seit ich Euch verrathen mußte, verrathen an diesen Auswurf der Menschheit, der mir in meiner Verblendung eine Zeitlang als ein Heldengeschlecht erschienen war, seitdem bin ich von ihnen abgefallen; und Du siehst, ich habe Dich gerettet; ich durfte Dich nicht verstümmelt oder gar ermordet sehn. Im Gegentheil, jene Scheusale sollen sterben. Sie werden nicht wieder aufwachen. Der rothe Albanerwein wird sie umbringen. Und Peppo, dies plumpe Ungeheuer, meinen widrigen Tyrannen, werd' ich nicht wieder sehn. Als ich befreit war, dacht' ich an Dich. Du aber erinnre Dich der Nora, die Dich befreit hat! — Schöner nordischer Jüngling, glücklich die Dirne, die Dein Herz gewinnt und mit Dir in den herrlichen Städten der Menschen freundliche Tage des Friedens verlebt!“ Dies Letzte hatte sie so wie vor sich hin gesprochen; aber

Max sah wohl, wie sie dachte: sie hatt' es ja kein Hehl. Wie ein Kind blickte sie ihn glücklich an. Aber welch ein Kind! welch eine Welt!

So fuhren die beiden Befreiten dahin.

Max redete sehr freundlich mit ihr; er ließ seiner Dankbarkeit vollen Lauf; aber er verhehlte ihr nicht die Befürchtung, daß die päpstlich bourbonischen Gönner ihres verhaßten Gemahls seine Auslieferung von den Franzosen verlangen und ihn wieder in Thätigkeit setzen möchten.

„O nein! sage das nicht!" rief sie erschrocken aus. Es wäre schrecklich! Und er hat unter sie geschossen; das lassen sie sich nicht gefallen, glaub' es mir!" Dabei ließ sie aber, als wär' ihr mit einem Male Alles gleichgültig geworden, die Zügel des muthigen Pferdchens fallen. Das fühlte sich wie losgerissen und schoß im wildesten Galopp den Berg hinunter. Max hatte alle seine Geschicklichkeit aufzuwenden, die entschlüpfenden Zügel zu ergreifen. Sie hielt sich an seinem Arme fest. Dann gab sie ihm auch die Peitsche; und Max fuhr nun bis vor die Post von Rieti. Es war ihm wunderlich dabei zu Muthe.

„Wie sicher und gut Du fährst!" rief sie vergnügt aus, als das Wägelchen vor der Post anhielt, das wilde Thierchen wäre mit uns in den Abgrund gerannt!"

Max stieg aus und wollte ihr herunterhelfen. Sie war aufgestanden, hielt Zügel und Peitsche in der Linken und reichte ihm mit der Rechten — seine eigne Börse.

„Ich kann Dich nicht abfahren sehn!“ rief sie aus, „leb wohl, leb wohl!“ Mit abgewandtem Gesicht drückte sie ihm die Hand. Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, war der Abschied geschehn; und stehend mit vorgebognem Leibe, als wollte sie den Lauf des Pferdes noch beschleunigen, flog sie, wie die rasche Göttin der Jagd, in ihrem leichten Wägelchen die Straße von Rieti hinunter und verschwand im wildesten Laufe.

„Nora! Nora!“ rief Max ihr nach, besorgt um seine schöne leidenschaftliche Retterin. „Was soll man davon denken!“ —

Aber Nora hörte ihn nicht mehr, und seit sie sich einmal abgewendet, sah er ihr Antlitz nicht wieder. So verbarg sie den Strom der Thränen, die ihr aus den Augen stürzten, als sie das letzte Lebewohl gesprochen.

Zweites Kapitel.

„Das ist aber nicht die einzige Gefahr, in der sie schwebt," sagte Max zu sich selber; „die Räuber werden von ihrem Albanerwein nicht sterben; sie schnarchten gar zu gemüthlich, als ich aufstand; und mit welcher Wuth werden sie die verrätherische Nora verfolgen, wenn sie erwachen? Ich muß sie aus dieser Gefahr retten, in die sie sich nur gestürzt hat, um mich zu befrein."

Er entwarf eine genaue Zeichnung des Berges, gab die Höhle und die Windung des Weges an, ebenso die Entfernung von Rieti. Dann gab er dem Hauptmann der berittnen Schützen in Rieti, die hier zur Sicherung der Abruzzen aufgestellt waren, Auskunft über seine Gefangenschaft bei der Bande, über die Personen der drei Räuber, die ihn bewacht hatten, und rieth zur Eile, damit man sie noch im Schlaf überrasche. Der Wein, der sich in der Höhle finden werde, sei vergiftet. „Eilen Sie, Kamerad," so schloß er seinen Brief, „lassen Sie den letzten Rest der Bande

Greppo aufheben, ich bin ihren Klauen, wie durch ein Wunder entkommen.“ M. L.

N. S. „Vergessen Sie nicht, Fackeln mitzunehmen, die Lampen könnten erlöschen und die Höhle möchte dunkel sein.“

Max wußte, daß seine Zeichnung nnd Beschreibung ausreichen würden. Er schickte daher nur einen Reitenden mit seinem Briefe nach der Villa, wo der Hauptmann wohnte, und vermied es, sich persönlich einzulassen. Er hätte dann natürlich den Führer des Commandos machen müssen, wozu er gar nicht aufgelegt war.

Ungeduldig knallte die Peitsche des Postillons unter seinem Fenster. Max sprang in den Wagen; unwillkürlich warf er noch einen Blick die Straße entlang, wo Nora verschwunden war, dann richtete er Aug' und Gedanken vorwärts, und freute sich über den wilden Galopp seiner feurigen schwarzen Gebirgspferde. Sie rissen ihn ja nach Rom in die Arme seiner Geliebten, die um ihn in schmerzlicher Angst schwebten.

Eine Weile ging es reißend schnell fort in dem reichen schönen Thale des Velino, dann wurde der Gebirgskamm überschritten, und die Aussicht auf die weltberühmte Ebene der Tiber trat hervor. Der Fluß wurde im raschen Laufe erreicht. Dies war die Campagna di Roma und in blauer Ferne der einzige Dom, der herrisch sein Latium nach allen Weltgegenden überschaut.

Drittes Kapitel.

Es war in Rom bekannt geworden, welch ein Unglück die Familie des Generals Löffling befallen hatte. Auch die Lebensgefahr und die Verwundung der schönen Sängerin hörten Alle mit Theilnahme; ja, vielleicht regte Bianca's Abenteuer die Leute am meisten auf. Wagen hinter Wagen voll geputzter Leute fuhr bei ihr vor, um sich nach ihr zu erkundigen. Es war ein glänzender Tag; der Corso drängte sich. Diese Huldigung wäre eine Befriedigung für die Familie gewesen, hätte sie bei ihrer Angst und Sorge um Max sich dem Gefühl hingeben können, welches die ganz ungewöhnliche Theilnahme der guten Gesellschaft der ewigen Stadt erregen mußte. So aber vertiefte sie dies Alles nur noch mehr in ihren Trübsinn. Das Gedränge in der Straße del Corso vor dem Hause des Generals sammelte eine ganze Reihe von reichen Karossen an, die nur langsam vorrückten, wie im vollen Carneval. Der Corso ist nicht breit, hat aber doch Raum für drei oder mehrere Wagen neben einander,

und vom Thore del Popolo sauste auf der leeren Seite der Straße eine Postkutsche daher. Der reitende Postillion unterhielt ein unaufhörliches helles Peitschengeknall. Die Postkutsche hielt zur Verwunderung der Vorfahrenden ebenfalls vor dem Hotel des Generals, und ein blonder junger Mann ohne alles Gepäck sprang rüstig zum Wagen heraus, drückte hastig dem glücklichen Postillon einige Scudi in die Hand, schoß wie ein Pfeil zwischen die Wagen hindurch, und eilte in's Haus.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, die man sich denken mußte, über die lange Reihe der Wagen: „Der Sohn des Generals! er ist gerettet, er ist da!“ Man winkte mit Tüchern, selbst die Damen in den Wagen standen auf, die Bewegung wurde so lebhaft, daß die Familie sie anerkennen mußte. Der General erschien mit Max und Bianca am Arm auf dem Balkon. Sie dankten und wurden mit einem stürmischen Freudenruf empfangen.

Während dieser Begrüßung der Geretteten und so unerwartet Getrösteten, die ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung Rom's ohne alle Verabredung zugleich unternommen hatte, marschirte ein Piket französischer Soldaten, einen gefesselten Gefangnen in ihrer Mitte, vorbei.

Der Gefangne, eine herkulische Gestalt, trotzig aufgerichtet, im vollen Räuberkostüm, nur seiner Waffen und goldnen Ketten beraubt, den Hut auf einem Ohr, schritt einher als die Hauptperson der Gesellschaft, so stach er ab

gegen die kleinen rothhosigen Bewaffneten, die ihn geleiteten. Er entdeckte mit eins den Brennpunkt des Auftritts, das Balkonfenster des Generals Löffling und warf einen grimmigen Blick auf die Gruppe. Denn er erkannte Max und Bianca; und mit diesem einen Blick mußte er sich hier eine ganze Geschichte absehn, die ihm wie Wermuth schmeckte. Sein Gefangner war frei, der Padrone nach wie vor Padrone, und ganz Rom huldigte der Prima Donna, seiner Schwester, die ihn in diese Gefangenschaft gebracht und die seinen Kugeln glücklich entgangen war.

Marens und Bianca's Blicke begegneten den seinigen. Diese Erscheinung des Unholds in diesem Augenblick ihres Glücks, welch ein unheilvolles Gespenst! — Beide sahen einander an und riefen wie aus einem Munde: „Ha! er ist es!“ — Bianca unterdrückte mit Mühe ihren Schrecken zum wenigsten so weit, daß die Leute auf dem Corso nichts davon gewahr wurden.

Sie zogen sich mit dem General vom Balkon zurück. Der Corso wurde leer.

Viertes Kapitel.

Der rasche Verlauf der Ereignisse ließ uns nicht Zeit, Max ins Haus und ins Zimmer seiner Familie zu begleiten. Wir treten jetzt mit ihm ein.

Welch ein plötzlicher Umschwung des Gefühls in allen Herzen, als Max unerwartet frei und unversehrt unter die Seinigen trat! von Trauer, Niedergeschlagenheit und ängstlicher Besorgniß zur höchsten Freude und Befriedigung! Jauchzend hing Ida an seinem Halse und rief: „Max! Max! Du bist gerettet!“

Auch Bianca hielt sich nicht zurück. Sie ergriff ihn bei der Hand und rief: „O komm zur Mutter! siehst Du, sie kann nicht aufstehn, so überwältigt sie's!“ Und wirklich saß die Generalin wie festgebannt an ihren Sessel da. Freude leuchtete aus ihren Augen wie helle Blitze. Sie zitterte.

Max kniete rasch zu ihr auf den Teppich nieder; und sie umfaßte sein langentbehrtes theures Haupt schweigend und vor Freude weinend.

Erst als der General zur Begrüßung des Sohnes und Nostis zur Bewillkommung des Freundes gelangten, kam wieder einige Ruhe und Haltung in die Aufregung.

Nur wenig Worte wurden gewechselt. Dann mußten sie auf den Balkon hinaustreten, wie wir gesehn haben.

Mit Ungeduld hatte die Familie das Ende dieses öffentlichen Auftritts erwartet. Nicht, daß ihnen diese Theilnahme edler Menschen nicht sehr angenehm gewesen wäre, aber Jedes wollte natürlich gern hören, wie Max aus den Händen der Räuber entkommen war.

Er fing damit an, wie sie ihm die Augen verbunden hätten, als sie in die Nähe ihrer Höhle gekommen, wie ihm das Gebüsch, welches den Eingang versteckte, ins Gesicht geschlagen. Wie er sich hülflos gefangen gesehn und hoffnungslos über sein Loos gebrütet habe.

Als er Nora's Jubel über Peppo's Gefangennahme erzählte, und es klar geworden war, daß erst ihre eigne Befreiung aus Peppo's Gewalt ihr den Muth gegeben, nun auch Max zu befreien, rief der General aus: „Nun, Bianca, jetzt siehst Du doch wohl, daß wir Dir dies Alles verdanken!"

„„Dir Bianca?... o, erklärt mir!"" unterbrach sich Max in seiner Erzählung; aber man ließ ihn nicht los, er mußte erst seine Befreiung zu Ende erzählen, ehe man ihm Bianca's Unternehmung mittheilen wollte, und er fuhr nun vorsichtig fort, und hütete sich wohl,

die leidenschaftlichen Ausbrüche der romantischen Räuberbraut von Sonnino, deren Gegenstand er geworden war, mit vollen Farben auszumalen. Ganz ließ es sich freilich nicht verbergen, wie Nora gegen ihn gesinnt sein müsse. Er schloß aber mit den Worten: „„Und beim Abschiede gab sie mir noch die Börse wieder. Sieh her, Bianca, es ist dieselbe, die Du mir geschenkt hast.““

Mit großer Spannung hörte er dann, was Bianca für ihn unternommen und ausgerichtet; und es war ihm eine herzliche Freude, daß er ihr in Wahrheit so viel, ja die ganze Möglichkeit seiner Befreiung zu danken habe. Er äußerte seine Freude in begeisterten Worten und mit einem herzlichen Händedruck, über den Bianca verlegen erröthete.

„Ach“, seufzte sie, „was hätte ich wohl ausgerichtet ohne das heldenmüthige Sonniner Mädchen! Die hat ja Alles gethan!“

„„Eine Heldin““, rief Max, hat die andre begeistert. Ich bleibe für immer in Deiner Schuld, theure Bianca. Was hättest Du wohl mehr thun können, da Peppo auf Deinen Plan für seine Rettung nicht hören wollte? Wir können ihn nun schon um der Nora willen nicht verfolgen, denn die ist ja in unsere Beraubung und Gefangennahme mit verwickelt. Wenn wir aber nicht gegen ihn auftreten, was auch Du wünschen wirst, liebe Bianca, so liegt ihm unmittelbar nichts zur Last — ich meine, nach den Begriffen derer, an die er offenbar in diesem Augenblick von den

Franzosen ausgeliefert wird, die ihn so eben den Corso entlang nach dem Kapitol führten. Denn Rom ist nicht Berlin. Du hast also den Peppo wahrscheinlich nur auf einige Zeit um seine Freiheit — —““

„Aber auf immer um sein Lösegeld und um die Pläne seiner hochmüthigen Rachsucht gebracht,“ fiel Nostis ein.

„„Das ist sehr richtig,““ fuhr Max fort, „„und eben darum, liebe Bianca, hast du ihn am Ende nicht gerade sehr gefährdet, wohl aber Dich und Nora zum Gegenstande seines Hasses gemacht. Diese Gefahr ist gar nicht zu verachten.““

Merkwürdiger Weise machte dies nun gerade keinen schreckenden Eindruck auf Bianca, sondern mit leuchtenden Augen rief sie aus: „Gefahr? — So wäre doch noch ein wenig Ehre für mich dabei, wenn ich sie nämlich mit mehr Muth bestehe, als die Erscheinung meines schrecklichen Bruders in der Räuberherberge.“

„„Hört mich an, und denkt nicht unnöthig auf neues Unheil,““ beschwichtigte Max, so sehr ihm auch der Heldenmuth des Mädchens schmeichelte, den sie in seiner Sache immer wieder von Neuem beweisen wollte. „„Denkt zuerst an die arme Nora. Es ist schon schlimm genug für sie, wenn ihr Tyrann, wie sie ihn ganz richtig nennt, wieder frei wird; aber es wäre ihr Tod, wenn er erführe, daß sie mich befreit hat. Laßt also dies ganz unter uns bleiben, und lieber einfach die Bersaglieri es gethan haben. Die Gefahr des Ver-

raths, die Nora von der Räuberhöhle in den Abruzzen drohte, werden die Jäger von Riete hoffentlich nach meiner Vorschrift aus dem Wege geräumt haben. Für Dich Bianca, wäre es aber vielleicht das Beste, Rom zu verlassen."

„Ich scheue die Gefahr nicht, ich trotze ihr!" rief Bianca aus. „Hat Nora alle Folgen ängstlich erwogen? hat sie auch nur daran gedacht, ihre That geheim zu halten? und ich sollte nicht den Muth haben, auf meinem Posten zu bleiben? Ich bin eine Römerin, ich bleibe in Rom!"

„Unsre Lage," bemerkte der General, „ist allerdings durch diese Ereignisse unangenehm verschoben worden. Wir haben unsre unbefangne Stellung verloren und gelten für triumphirende Garibaldiner mitten im feindlichen Lager. Desto ungelegner kommt uns diese wohlgemeinte Auffahrt des Corso, die eigentlich nur der Bianca galt; dann aber sogleich mit auf Dich übertragen wurde, lieber Max. Es leidet keinen Zweifel, der Cardinal Antonelli wird darin das Vorspiel zur Einnahme Roms durch Garibaldi erblicken. Er ist ein alter Carbonarijäger, damit hat er unter Lambruschini und Gregor XVI. seine Laufbahn eröffnet. Es sollte mich nicht wundern, wenn er nun in der Auffahrt bei uns eine Verschwörung erblickte und gegen diese Anhänger Garibaldi's eine Verfolgung einleitete. Das nächste, was nöthig ist, wird also sein, ihm bei unsrer Gesandtschaft zuvorzukommen, und die Sache darzustellen, wie sie ist. Ich schlage daher vor,

daß Sie, Graf Nostis, und Max sich sogleich nach dem Palazzo Caffarelli begeben, und der Sache alle politische Färbung entziehen. Vor allen Dingen aber zankt Euch nicht mit unsern Catonen, denen trotz den Göttern, die unterliegende Sache gefällt, besonders seit sie die junge Königin von Neapel im Quirinal persönlich bewundern können."

Mit Mühe wirkten sich die jungen Leute von dem alten Herrn die Erlaubniß aus, diesen Besuch bis zum folgenden Morgen zu verschieben, und das Glück des Wiedersehens und der Unterredung mit den Frauen nicht zu unterbrechen.

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen zur Besuchszeit erschien der Monsignore Matteucci, um sich zu erkundigen, ob es wahr sei, daß der Sohn des Generals befreit und in Rom angekommen sei, und um im Namen des Cardinals Antonelli Glück zu wünschen, daß diese Angelegenheit sich so befriedigend gewendet habe. Seine Eminenz bedaure noch immer, daß sie selber nichts habe thun und den Wünschen des Herrn Gesandten und des Herrn Generals nichts habe gewähren können; um so erfreulicher werde ihr jetzt die Bestätigung dieses erwünschten Gerüchtes sein.

Zugleich wünschte der Monsignore zu wissen, ob die Signora Bianca della Rocca wegen des Vorfalls bei dem Wirth zu den Kätzchen klagend gegen ihren Bruder auftreten wolle; denn um die Veranlassung zur Verhaftung des Hornisten Greppo drehe sich jetzt die Untersuchung.

Bianca versicherte, sie habe sich über nichts zu beklagen; und der Monsignore erbat sich ein Briefchen

von ihrer Hand, worin sie auf seine Frage diese Erklärung wiederholen möge. Er werde seine Frage senden; und sie möge durch die Post antworten.

Damit empfahl sich der Monsignore. In der Thür jedoch besann er sich noch auf eine Frage, nämlich: Wem der junge Löffling seine Befreiung zu danken habe?

Diese Frage kam dem General sehr unbequem. Er wollte nicht lügen, aber auch die Wahrheit nicht verrathen; jedoch besann er sich schnell und sagte: „Die Bersaglieri von Rieti haben die Höhle entdeckt und den Rest der Bande Greppo aufgehoben.“ Dies war eine richtige Nachricht und der Monsignore mochte sie immerhin für eine Antwort nehmen. Wirklich erwiderte er: „Dies bestätige eine Nachricht, die er soeben aus jener Gegend erhalten habe,“ und zog sich zurück.

Die jungen Männer, Max und Rostis, waren unterdessen auf der Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli. Die Excellenz hütete das Bett; hatten sich auf der nächtlichen Fahrt mit dem General Löffling einen Rheumatismus zugezogen: Der junge Graf ...x war dagegen in blühender Gesundheit und in der besten Laune, unsre Abenteurer zu empfangen, fand es äußerst pikant, so ungewöhnliche Kriegs- und Gebirgsfahrten zu machen und wollte gern alle nähern Umstände erzählt haben, beklagte sich auch mit guter Laune über seine Niederlage durch Fräulein Ida, als er, ohne die nahe Trauerbotschaft über Marens Gefangennahme zu ahnden, die Campagne der Tausend mit einigen Bemerkungen begleitet habe.

Nostis gab ihm etwas aus Sicilien, Max die Scenen aus den Abruzzen zum Besten, ließ sich bei der Gelegenheit durch die sardinischen Schützen befrein und erzählte alsdann sein zufälliges Zusammentreffen uit der Auffahrt des Corso bei der Signora Bianca.

„Nun, das ist mir lieb zu wissen!“ fiel Graf ...x ein. Die Balkonscene könnte leicht zu Mißdeutungen führen. Denn aufrichtig gesagt, meine verehrten Herren, es ist etwas kühn von Ihnen, dem Löwen so gradeswegs in die Höhle zu fahren. Wollten Sie nicht noch ganz kürzlich vom Quirinal aus die Einheit Italiens verkündigen?“

„Das ist ja aufgeschoben, Herr Graf“, antwortete Max gelassen und halb scherzend, „weil, wie Sie sich ebenfalls erinnern, Sie und Andre sich so entschieden dagegen erklärten, obgleich es uns bekannt genug ist, daß die Herrn darum den Voltaire von ihren Bibliotheken nicht ausschließen!“

„Warum machen Sie uns nicht gleich das Compliment, daß wir ihn auch lesen?“ fragte er schalkhaft.

„„Und warum sollten nicht die jetzigen Politiker ihn eben so gut lesen, als Friedrich II. schon im vorigen Jahrhundert?““ fiel Nostis ein.

„Allerdings! wir sind ja vor allen Dingen Preußen“, sagte er.

So vertrugen sie sich; und die Audienz war glücklicher verlaufen, als vielleicht beide Theile erwartet hatten.

Sechstes Kapitel.

„Hat der uns, oder haben wir ihn zum Besten gehabt?“ frug Nostis, als sie den Palazzo Caffarelli verlassen hatten und an den altrömischen Trophäen — Siegeszeichen — des Kapitols vorbeigingen.

„Unsre Trophäen ärgern ihn“, erwiderte Max. „„Und ärgern ohne Zweifel, wie er ganz richtig merken ließ, auch die Pfaffen, die violett- und die rothbeinigen, die hier das Regiment führen. Auf seine glatten Worte geb' ich nichts. Hm! und Deiner Schwester scheint er auch den Hof zu machen!““ brummte Nostis, „„er stand hinter ihrem Stuhle, als ich in den Empfangssaal des Gesandten mit der Nachricht von Deiner Gefangenschaft bei der Bande hineinplatzte.““

„Nun“, beschwichtigte ihn Max, „ich habe aus seinem Bericht nichts weiter herausgehört, als daß sie mit einander auf dem Kriegsfuße stehn, weil Ida unsre Partei ergriffen.“

„„Was sich liebt, das neckt sich! Und er spielt eine Figur wie ein dressirter Magyar; ich erwartete immer,

er würde die Absätze zusammenschlagen und die Sporen klingen lassen. Wie gefällt er Dir?"" frug Nostis.

„Ueber meine Liebe zu ihm kann ich Dich beruhigen, lieber Freund", erwiderte Max scherzend, „sie ist ungefähr so warm, als die Deinige. Aber seine Warnung, war sie nun spöttisch oder wohlgemeint, wollen wir uns doch hinter die Ohren schreiben und uns jeder einen pistojesischen Dolch zulegen, denn wir sind in Rom!"

Zu Hause erfuhren sie des Monsignore Matteucci freundliche Absichten mit „dem Hornisten Greppo", wie er milde den stolzen Capo Banda, zu Deutsch Räuberhauptmann, nannte, dem eine schöne junge Frau im Quirinal, wie er sehr gut wußte, sogar den Titel: „mein tapfrer Guerillachef" beilegte.

„Da siehst Du, Bianca," sagte Max, „daß Du ihn mit der Gefangennahme in dem Kätzchen nur in die Hände seiner Freunde gebracht hast. Die Einen geben ihn seinen bürgerlichen Titel wieder, die Andern erheben ihn sogar zu kriegerischen Würden; und wie der Monsignore und nun gar der Cardinal das Recht hat, Sünden zu vergeben, so hat die Majestät das Recht, Krieg zu führen und Feldherrn zu ernennen, wenigstens legen beide Theile sich diese Rechte bei. Sie sind Peppo's Gönner; und wie Du schuld daran warst, daß er gefangen wurde, so wirst Du ihn jetzt mit Deinem Brief an den Monsignore auch wieder in Freiheit setzen."

„„Es ist schlimm genug,““ seufzte sie mit Thränen in den Augen, „„aber was kann ich anders thun?““

„Sei ganz ruhig, liebe Bianca! mit oder ohne Deinen Brief, losgelassen hätten sie ihn immer. Er ist nun einmal ein Mann nach ihrem Herzen,“ tröstete sie Max.

Siebentes Kapitel.

Im Quirinal gabs viele Prachtzimmer; eins aber war vor allen traulich; das heimelte Einen an, wenn man eintrat. Der weichste Gobelinteppich breitete eine schattige Landschaft unter die Füße; Amoretten, halb versteckt im Gebüsch, lauerten spielenden Nymphen auf. Gewiß sang die Nachtigall dazu aus den Zweigen, gewiß wars im Mai, wo sich alle Herzen öffnen, wie die Frühlingsblumen, die das Licht lieben. Dem Eingang grad' über erhob sich ein reiches Himmelbett. Seidne Vorhänge, grün und golden, schwer und voll, flossen hoch von der königlichen Krone beider Sicilien herab. Weiche breite Ottomanen, leichtbewegliche Voltairs, die hier aber Loyolas hießen, herrliche Sessel andrer Art, Pompejanische und Curruliſche, luden zum Ausruhen ein, goldne Spiegel bis zum Teppich herunter, wunderbare Toiletten mit allen Wohlgerüchen des Orients zierten den reizenden Aufenthalt; und Sessel und Ottomanen leisteten ihren Dienst fast so willig, als die Stühle Vulcans, die von selbst an die Tafel der unsterblichen

Olympier heranliefen. Auch ein weiblicher mit einem Aufsatz aus Ebenholz verzierter Arbeitstisch, der mit einem Federdruck zum Schreibtisch wurde, eine helltönende silberne Klingel und auf einem goldnen Siegelleuchter eine brennende Wachskerze trug, wartete des Willens seiner Herrin.

Schön, wie eine Fee, flog die junge schwarzäugige Königin, die berühmte Heldin von Gaeta, die hier wohnte, über den Teppich. Jetzt stand sie im Morgengewande vor dem Spiegel, wo die Schönen sich die angenehmste Gesellschaft geben, nämlich ihre eigne. So viele sie auch anbeteten, wenige durften hier zu ihr eintreten.

Aber unsre Schöne war keine Einsiedlerin. Sie klingelte. Aus dem Vorzimmer trat Signorina Statella, ein junges Edelfräulein, Tochter des Neapolitanischen Generals Statella, herein, und erbat sich ihre Befehle mit einer tiefen Verbeugung.

„Der Monsignore!“ rief die Königin.

Das Fräulein ging. Der Monsignore Merluzzo erschien; denn er war gemeint. Ehrfurchtsvoll blieb er an der Thür stehn und wartete.

„Ihren Bericht! ehrwürdiger Herr!“ rief sie ihm zu, und ließ sich in einen Armstuhl nieder, der zufällig eine günstige Stellung vor ihrem Spiegel einnahm.

Merluzzo berichtete: „Der tapfre Guerillachef Greppo, der die vier Garibaldiner bei Civitaducale in den Abruzzen aufgehoben hat, ist mitten in Rom, wohin er zum Besuch und zu einer Rücksprache mit mir

gekommen war, von den Franzosen gefangen genommen worden."

„„Ist es möglich?"" rief sie aus, „„mitten in Rom?""

„Mit Verdruß haben Seine Eminenz, der Herr Cardinal Staatssecretair diese Ausschreitung erfahren," fuhr Seine Ehrwürden fort. „Der Gefangne ist auf Verlangen des heiligen Stuhls den Römischen Behörden ausgeliefert und auf das Zeugniß der Signora Bianca della Rocca, daß sie sich über nichts zu beklagen habe, entlassen worden. Er steht Ew. Majestät zu Diensten und wartet auf Ihre Befehle."

„„Ich rechne darauf, daß Sie eine wirksame Stellung für ihn finden, Ehrwürdiger Herr; und werde Ihnen die Mittel anweisen lassen. Und ist es wahr, daß die Garibaldiner durch Verrath aus der Gefangenschaft unsrer Guerillas befreit worden sind?"" fragte sie.

„Wir haben die Anzeige von Sonnino. Der schwärzeste Verrath! Die eigne Gattin des tapfern Chefs hat seine Gefangnen befreit, seine Wächter an den Feind ausgeliefert und sich mit seinen Schätzen aus dem Staube gemacht."

„Schändlich! unbegreiflich!" rief sie aus, und bewegte ihren Fächer vor tugendhafter Entrüstung schneller.

„Und trotz all dieser Widerwärtigkeiten wartet der tapfre Guerillachef auf Ew. Majestät Befehle," setzte der Monsignore leise mahnend ein. Aber er wartete vergebens darauf, daß Sie den Fächer mit der Feder

vertauschen und ihm eine anständige Anweisung auf die Kriegskasse des Königreichs beider Sicilien schreiben sollte.

„„Also auf morgen! Monsignore,““ winkte sie ihm herablassend zu, und der Königliche Fächer zeigte so deutlich nach der Thür, daß der Monsignore den Wink nicht mißverstehen konnte. Er gehorchte und zog sich mit wiederholten Verbeugungen zurück.

Die lebhafte Königin warf einen hastigen Blick nach der Stutzuhr, die eben schlug; dann klingelte sie.

„Signorina Statella,“ redete sie das Edelfräulein an, das wieder hereingetreten war, „ich wünsche allein zu sein, bis ich klingle. Es wird niemand gemeldet und Sie treten nicht ein, wenn ich nicht klingle. Hören Sie wohl? Ich scherze nicht!“ schärfte ihr die Königin ein.

Das wußte die Statella wohl und verschüchtert, wie ein Vogel vor dem Falken, knixte sie ins Vorzimmer zurück.

Die Königin war allein. Beim Spiegel erscholl ein feines Silberglöckchen. Sie wandte sich hin, sie trat hinzu. Noch einmal erklang kaum hörbar das Glöckchen. Als sie sich überzeugt hatte, daß die Statella dieses Feenglöckchen nicht gehört hatte, drückte sie einen kleinen Goldknopf am Rahmen des Spiegels. Leicht und geräuschlos ging er auf und ein schöner junger Mann, den Bart militairisch gestutzt, trat herein. Ein Franzose mit dem milden Gesicht der Touraine und großen freundlichen Augen; man mußte ihn

für einen Militair in Civil halten. Ungezwungen näherte er sich und wurde leutselig empfangen. Seinen Rang konnte man nicht erkennen.

Ihre Unterhaltung ist nicht bekannt geworden, hat sich aber ohne Zweifel ebenfalls um die Politik gedreht, wenn auch dieser junge Politiker der schönen Dame beßre Nachrichten gebracht haben mag, als der Monsignore Merluzzo.

So weit war dies alles erfreulich genug. Dennoch lief aus irgend einem Grunde der Besuch in ein Unglück aus, bei dem selbst dieses reizende Empfangszimmer in Feuer aufging.

Wiederholt war der Statella von der andern Seite des Pallastes befohlen worden, ihre Herrin zum Frühstück zu rufen: der König warte. Sie durfte aber nicht eintreten. Und in Angst wartete sie auf die Klingel; aber die Klingel ertönte nicht. Ihre Gedanken waren auf die Klingel, ihre Augen ängstlich auf den Corridor gerichtet.

Die Thür nach dem Corridor stand offen. Da erblickte das Mädchen zu ihrem Schrecken am andern Ende des Gangs den König, der offenbar im Zorn über sie herankam und sich entschlossen hatte, die Königin selbst zum Frühstück zu holen; ein verhängnißvoller Entschluß! Die arme Statella gerieth dadurch zwischen zwei Feuer. Aber eine Wahl hatte sie nicht. Mit dem Ausruf: der König kommt! stürzte sie ins Zimmer. Sie wußte sehr gut, warum, obwohl sie das Verbot nicht vergessen hatte. Hier begegnete ihr nun aber, wie sie sich zur Flucht

herumwandte, ein Unglück. Ein scharfer Dolch flog ihr tief in den Nacken. Sie verließ das Zimmer lebend nicht wieder. Freilich war es ihr strenge untersagt gewesen, jemand vorzulassen, oder selbst einzutreten; aber so mußte der König in Person kommen! Etwas Ungeheures war geschehn.

Der junge Mann trat schnell und gewandt auf den Spiegel zu, der sich rasch und gefügig vor ihm öffnete, wie im Märchen, und eben so wieder hinter ihm schloß. Die Königin fand ihren Gemal auf dem Corridor vor der Thür des Vorsaals. So weit war der schwache königliche Jüngling auf dem langsamen Feldzuge nach seiner Helena vorgedrungen. In ihrer Angst, weil sie doch den König weder abweisen noch vorlassen konnte, hatte die Statella die Vorsaalthür verriegelt; und Seine Majestät hatten warten müssen. Die Königin trat dann zu ihm heraus; und beide Majestäten begaben sich Arm in Arm zum Frühstück.

Dies unselige Frühstück! Es war ohne Zweifel zu früh gekommen; oder war die Angelegenheit ungewöhnlich verwickelt gewesen, die in der gestörten Audienz hatte erledigt werden sollen, und hatte dies die Königin verspätet? Genug der ganze Quirinal gerieth darüber in Aufruhr, alle Zeitungen des Königreichs Italien füllten sich mit der Geschichte dieses Morgens.

Sogar das Königliche Frühstück wurde gestört. Ehe es noch beendigt war, brach in dem Privatgemach der Königin Feuer aus. Dicker Rauch wälzte sich hervor. Die Vorhänge des Betts, das reiche Bett selbst

und der Teppich standen in Flammen. Mit Mühe wurde das Feuer gelöscht. In der Verwüstung lag die Statella — eine Leiche — von den Flammen ergriffen — aber auch mit einer tiefen Todeswunde im Nacken.

Wie war die junge Dame ums Leben gekommen? Wie wurde der junge Mann, den niemand hatte kommen noch gehn sehn, ausfindig gemacht? Wofür wurde er auf die Galeeren geschickt? Wie gerieth das Zimmer in Brand?

Diese und andre Fragen sind nicht gehörig aufgeklärt worden. Die Verhandlungen waren nicht öffentlich.

Es hieß, die Franzosen hätten an dem jungen Offizier Justiz geübt, ja sie hätten ihn sehr hart bestraft. Die Behörden des Heiligen Vaters seien zwar im Quirinal erschienen, aber nur um die Erlaubniß zum Begräbniß der Signorina Statella zu ertheilen. Ohne Zweifel war in den Gesetzbüchern, nach denen die Richter in Rom zu entscheiden haben, der Fall nicht vorgesehn. Auch ist es sehr möglich, daß der Ungehorsam des Edelfräuleins Staatsgeheimnisse verrathen hat, deren Bedeutung nur die Römischen Richter, nicht wir, erfahren haben.

Ohne Zweifel war endlich die Erinnrung an diesen Zimmerbrand im Quirinal, und was sonst noch mit der unterbrochenen Audienz zusammenhing, der jungen Königin unangenehm. Denn die Heldin von Gaeta, die doch das Recht der Kriegführung und auch das Zeug dazu hatte, verließ plötzlich Rom. Sie schöpfte

längere Zeit Heimathluft, und ließ die Guerillas in Stich.

Und als der Monsignore Merluzzo den andern Morgen wegen der Kriegskasse in den Quirinal wollte, hielt ihn der Bericht des Monsignore Matteucci über die Vorgänge im Quirinal davon zurück. Mit der Abreise „der hohen Frau“ kam „der tapfere Guerillachef“ um einen neuen Feldzug im Neapolitanischen.

Achtes Kapitel.

All diesen Ereignissen war Giuseppe, der Wirth zu den Kätzchen, mit lebhafter Aufmerksamkeit gefolgt, weil es ihn persönlich in die größte Gefahr brachte, wenn Peppo wieder frei kam. Zufällig rief ihn ein Geschäft nach dem Corso; und er kam gerade vom Capitol die Straße herab, als Peppo von den Franzosen hingeführt und an die päpstlichen Behörden ausgeliefert wurde. Giuseppe bemerkte ihn zeitig genug, um auszuweichen, und schlüpfte in die Thür, die grade zur Seite war. „Es ist besser, er sieht mich nicht!“ sagte er zu sich selbst, „nun aber bin ich ein verlorner Mann; denn das Capitol ist kein Bauer für diesen Vogel in diesen Zeiten. Man weiß wahrhaftig nicht mehr, was ehrlich und was unehrlich ist. Ich bin ein verlorner Mann, weil ich diesen Schuft an einer Mordthat verhindert habe! O Rom! Rom!“

Giuseppe überzeugte sich nur noch, daß die Gesellschaft in rothen Hosen sich mit ihrem Gefangnen wirklich aufs Capitol begab. Dann eilte er in die

Kätzchen und theilte sogleich der Nora in einem Briefe seine Entdeckung mit. Er war es auch gewesen, durch den sie seine Verhaftung erfahren hatte. Max hatte ihm also mehr zu danken, als er wußte. Jetzt wußt' es Giuseppe nicht anders, als, es würde der Nora eine große Freude sein, wenn sie hörte, das Peppo bald wieder auf freien Füßen sein werde, und meinte, sein Brief könne ihm später bei Peppo nützen. Für den Augenblick dachte er aber vor allen Dingen daran, sich und die Kätzchen vor der drohenden Rache des Banditen zu retten: „So wie er frei kommt — und er kommt frei — steckt er mir das Haus über den Kopf an!" So dachte Giuseppe über das was ihm drohte und er hatte allen Grund zu seiner Sorge.

Die Gäste, die des Abends zu den Kätzchen kamen fanden das Haus verschlossen; und eine Anzeige mit ellenlangen Buchstaben kündigte an: die Wirthschaft sei verkauft. Giuseppe habe sich vom Geschäft zurückgezogen.

Die Kätzchen wurden still und düster, die Straße einsam. Greppos bevorstehende Freilassung warf diesen Schatten vor sich her. So vergingen einige Tage. Dann erschien Abends ein stemmiger Gesell im Aufzuge der Cacciatori. Giuseppe erkannte ihn sogleich für Peppo und zog sich rasch von seinem Fenster zurück, wo er gelauscht hatte. „Die Thür ist verschlossen," dachte er, „er wird den Zettel schon lesen". Aber er irrte sich.

Peppo hatte sein Licht gesehn. Erst rief er. Als das nichts half, warf er sich mit der ganzen Wucht

seines gewaltigen Körpers gegen die Thür und sprengte sie mit einem dröhnenden Krach auf. Er sprang ins Haus und stapfte gemächlich die wohlbekannte Treppe hinauf unter dem Ruf: „Nun Giuseppe, wo steckst Du? Hab' ich doch Dein Licht gesehn; so wirst Du selbst auch wohl noch zu finden sein."

Giuseppe bereute seine Thorheit, daß er im Hause geblieben und auch noch Licht gebrannt. Er zitterte vor Angst und Schrecken an allen Gliedern. Schon fühlte er das lange Messer Pistruccios, das er dem Mörder selbst geschenkt hatte, im Leibe; aber was sollte er machen? Er hatte sich auf die verschlossene Hausthür verlassen. Die war gesprengt. Sollte er sich in seinem Zimmer einschließen? Er hatte sich noch nicht entschlossen; da trat Peppo schon zur Thür hinein.

„Nun, alter Bacchus, was in der Welt macht denn Dich zum Einsiedler in Deinem eignen Hause?" rief ihm Peppo zu und reichte ihm die Hand.

Giuseppe traute seinen Ohren nicht, als der Capo Banda ihn so leutselig anredete, und fuhr heraus: „„Ich fürchtete mich vor Dir und dachte, Du würdest mir das Haus über den Kopf anstecken!""

Peppo brach in ein lautes Gelächter aus. Als er sich wieder gefaßt hatte, sagte er: „Da sieht man das böse Gewissen. Ich will Dir aber glauben, daß Du es gut gemeint hast. Denn hättest Du mich zustoßen lassen, so wär' ich verloren gewesen. So bin ich mit 'nem blauen Auge davongekommen. Also ich bin Dir ja eher Dank, als Rache schuldig. Die Kätzchen brauchst

aus Angst vor mir nicht zu schließen. Ich eröffne sie hiermit wieder! Nimm Deine langen Buchstaben herein und zapfe alten Freunden, wenn sies bezahlen können vom Besten!"

„„Nun wahrlich, den Verstand hätt' ich Dir nicht zugetraut! Du hast in der Einsamkeit ordentlich nachgedacht. Hm! als ich sah, daß sie Dich an unsre milden Richter auslieferten, die milde sind besonders gegen die Gegner der Garibaldiner, da wußt' ich gleich woran ich war"" —

„— — und verkaufteſt die Kätzchen, damit ich sie Dir nicht anstecken sollte —"

„„— — und schrieb gleich an die Nora — —""

„Scheusal von einem Weinfaß! plagt Dich der leidige Satan? An die Nora?"

„„Na, was denn? ich bitte Dich! Wem konnt' es wichtiger sein, als Deiner Frau, daß Du der Gefahr einer französischen Kugel entgangen warst?"" fragte Giuseppe erschrocken.

„Aber die Nora hat mir ja meinen Gefangnen losgelassen, in den sie vernarrt ist zum Ueberschnappen; und ich dachte sie morgen dafür zu fassen. Jetzt freilich werd ich das Nest leer finden", sagte Peppo.

„„Mein Sohn"", besänftigte ihn Giuseppe, „„bring' keine Weiber um, und hüte Dich davor, so etwas im Römischen zu thun. Sie haben hier zweierlei Maaß und Gewicht; aber mit der Nora und mit Deiner Schwester sieh Dich vor; sie sind keine Garibaldinerinnen!""

„Wie die Krammetsvögel will ich sie aufhängen, wenn ich sie erwische, die Nora und die Peppina, die Eine, wie die Andre! Beide sind toll auf den Milchbart, den Jungen des Padrone, den sie mir gestohlen. Ich verliere mein ganzes Vermögen durch die beiden Dirnen.... Und Du, Giuseppe, entreißest sie immer meiner Rache, wenn ich sie grade unterm Messer habe! Höll' und Teufel! Die Nora hat all' mein Geld in Händen!"

„„Aber Du kommst direct aus dem Gefängniß. Wie kannst Du wissen was die Nora in den Abruzzen gethan hat?"" fragte Giuseppe.

„Ich weiß es von dem Agenten der Königin, dem Merluzzo. Den hab' ich gesprochen, eh' ich hieher kam", erwiderte Peppo verdrießlich.

Wir müssen uns erinnern, daß Peppo's Freilassung der Audienz des Monsignore im Quirinal vorhergegangen war. Offenbar hatte der Monsignore damals von einer Flucht Noras noch nichts gewußt oder sie Peppo verschwiegen. Der wußte daher noch nichts von Noras weiteren Entschlüssen, fürchtete aber nun wegen des Briefes, in dem ihr Guiseppe seine Entlassung mitgetheilt, sie möchte sich vor ihm irgendwohin in Sicherheit bringen; und tobte über ihre Untreue, wie er es nannte.

Guiseppe redete ihm zu: „Beruhige Dich, Peppo! Du siehst wohl, mein Sohn, daß ich so etwas, wie die Untreue Deiner Frau, nicht wissen konnte. Es ist ärgerlich, — — wen es trifft. Aber es kommt genug vor in der Welt. Komm mit herunter, nimm ein Glas Rothen!"

Und Guiseppe führte ihn ins Gastzimmer, schürte ein lustiges Feuer auf, ging in den Keller nach dem Rothen und ließ etwas Gutes zum Abendessen anrichten.

So waren die Beiden wieder versöhnt und Greppo hätte sich die Kätzchen wieder zum Hauptquartier erobert. Kaum ließ es ihn aber die Nacht Ruhe. So trieb es ihn nach Sonnino.

Neuntes Kapitel.

In Sonnino im Hause der Nora hatte natürlich die bevorstehende Loslassung des berüchtigten Räuberhauptmanns eben so viel Besorgniß erregt, als in den Kätzchen; und hier mit vollem Recht. Denn seine Wuth auf die Nora wurde nur noch von dem alten eingewurzelten Haß auf Bianca übertroffen. So wie also Nora von Peppos Auslieferung nach dem Capitol durch Giuseppe sichre Nachricht erhielt, brachte sie ihr Haus in Ordnung, übergab der Familie Alles, was Peppo ihr zum Aufheben anvertraut hatte, um die Ihrigen dadurch vor seiner Rache zu schützen, daß sie ihm seine Beute auslieferten, — der Monsignore Merluzzo hatte sie also bei Ihrer Majestät der Königin Sophia noch schwärzer gemacht, als sie war, — und beschloß sich nach Rom zur Genifreda, einer Verwandten zu begeben. Diese war Kammerfrau bei der Ducchessa Laura Carolini, einer Dame von großem Einfluß im Vatican. Dort glaubte sie sichrer zu sein, als irgendwo; und im Nothfall sollte der Heilige Vater

sie vor Greppo schützen, mit dem sie ja gar nicht getraut war. Sie wollte frei von ihm sein und sein verhaßtes Angesicht nicht wiedersehn.

Am liebsten wär sie gleich abgefahren. Sie mußte aber auf den Vetturin warten. Der hielt seine gewissen Tage, und fuhr dann gewöhnlich eine ganze Gesellschaft nach der ewigen Stadt. Dies verzögerte ihre Abreise um einige Tage. Sie dachte aber, das päpstliche Gericht werde sich mit Peppo's Loslassung schon Zeit nehmen; — es war ja berühmt für seine Saumseligkeit; — fürchtete sich daher vor der kleinen Verzögerung nicht, besonders da sie in der Zwischenzeit nicht mehr zu Hause schlief.

Endlich am dritten Tage fuhren sie ab, und gelangten ohne Unfall über Velletri und Albano hinaus in die Campagna. Da ist Rom! Da steht der heilige Dom St. Peters! riefen die Leute, die draußen hinter dem Vetturin saßen, als sie die Höhe von Albano hinunterfuhren. Fast zu gleicher Zeit rasselte ein offnes Cabriolet auf dem Basaltpflaster der Heerstraße in raschem Trott heran. Darin saßen zwei Männer in geputzter Gebirgstracht. Den Einen erkannte Nora aus ihrer Ecke sogleich für Peppo; sie duckte sich erschrocken zurück; eben so erkannte ihn der Vetturin und dachte sogleich an die arme Nora; denn ihm, wie allen Sonninern waren diese Verhältnisse kein Geheimniß.

Peppo führte die Zügel. Er hielt an und grüßte den Vetturin: „Guten Morgen, Signore, von wannen?“

„Von Velletri, Padrone, heute morgen.“

„„Aber seid Ihr nicht ein Sonniner? Ich sollt' Euch kennen, Signor Badi!““

„Freilich, freilich! und Ihr seid der Capo Greppo, wer kannte Euch nicht, Herr; aber ich fahre schon längst für Velletri, Padrone!“

„„Nun gut! glückliche Reise, Signor Vetturino!““ und er gab dem Pferdchen die Peitsche. Es klatschte; sie rasselten vorüber. Das war Rettungswonne in Nora's Ohren. Die Leute im Wagen umarmten sie und wünschten ihr Glück. Sie hatte all die Zeit hinter ihre Nachbarin geduckt gesessen, und glücklicher Weise fiel es Peppo nicht ein, den Wagen genauer zu untersuchen. Wie anderswo ein argwöhnischer Diener der Gerechtigkeit oder des Zollamtes, so musterte hier im Schatten des Krummstabs — und das Sprichwort sagt, unter ihm ist gut wohnen — der Räuber die Reisenden.

Die ganze Gesellschaft athmete frei auf, als der Unhold fort war; denn alle wußten, in welcher Gefahr Nora geschwebt hatte.

Der Vetturin war stolz darauf, wie gut er seine Rolle als Velletriner gespielt hätte, ja, er spielte sie noch etwas weiter, und fuhr unbefangen und langsam fort. Erst als der verhängnißvolle Phaeton ganz außer Sicht war, wagte er einen schärfern Trab in die Ebne hinunter. Nach Torre di mezza via fuhr er dann aber in vollem Galopp herein. Er hielt und kam mit tausend Entschuldigungen an den Wagenschlag; denn er sei doch am Ende Schuld an dieser Begegnung, weil

er von seinem Tage nicht habe abgehn wollen, wie die Signora ihn darum gebeten; und fühlte sich sehr geschmeichelt, als Nora sagte, mit seinen schlauen Antworten habe er sie ja aber auch gerettet.

„Um Sie für Ihre Angst zu entschädigen, Signora", sagte er, „will ich Sie nun auch selbst bei der Herzogin, wie heißt sie doch? vorfahren".

„Hsch!" wisperte sie, legte den Finger auf den Mund, lehnte das Anerbieten ab und bemerkte, sie ziehe es vor, in Rom eine Carozza — Droschke — zu nehmen.

So geschah es denn auch; und noch denselben Abend wurde sie von ihrer Freundin Genifreda hauptstädtisch aufgeputzt, um der Herzogin vorgestellt zu werden. Die hohe Frau hatte auch ihre Abenteuer gehabt; was sie aber von der Nora gehört hatte, machte sie neugierig, vielleicht sogar ein bischen eifersüchtig, denn sie sah sich übertroffen.

Nora fand sich sogleich in die neue Rolle und sah wirklich reizend aus. Ihr volles Haar fiel lockig auf den prachtvollen Nacken; Arme und Hände waren vollkommen, nicht verweichlicht, aber gar nicht bäurisch; dazu ihr bedeutendes Gesicht jugendlich angeregt. Sie war noch sehr jung, sonst hätte sie ja auch so thöricht nicht sein können, wie sie doch ohne Widerrede gewesen war, als sie mit Pistruzzio durchging.

„Mädchen", rief ihre Freundin aus, „wenn ich Dich so im richtigen Putz sehe, verlieb' ich mich ganz in Dich. Du machst unserm Gebirge doch Ehre! Ich

bin neugierig, was die Ducheſſa ſagen wird, wenn ſie Dich ſieht. Sie hält ſich für ſchön und wird auch von Andern dafür gehalten, was Du bald merken wirſt, wenn Du im Hauſe bleibſt. Die Sonniner aber kennten Dich nicht wieder, wenn ſie Dich in dieſem Anzuge ſähen!“

Zehntes Kapitel.

Als die Mädchen sich noch so unterhielten, fuhr der Staatswagen eines Cardinals vor; und ein stattlicher Herr, aber in gewöhnlichem schwarzen Anzuge trat ins Portal des Palastes ein. Bald darauf kam eine zierliche Miethkutsche. Die brachte einen jungen Französischen Offizier, der rasch die Marmortreppe hinaufeilte und als wohlgelittner Gast von der Dienerschaft angemeldet wurde.

„Jetzt wirst Du schwerlich sobald zur Ducheſſa gelangen, liebe Nora", sagte ihre Muhme Genifreda; „ich wüßte zum Wenigsten, was ich thäte, wenn ich meine Verehrer bei mir hätte. Und die beiden Herrn, der Cardinal-Staatssecretair und der Lieutenant Belmontot sind Verehrer der Ducheſſa".

„„Du willst mich mit Schmeicheleien verderben, meine Liebe, thu das nicht!"" sagte Nora, „„wie sollte ich wohl gegen die Ducheſſa und ihre Diamanten aufkommen, wenn ich auch wollte, und es fällt mir ja im Traum nicht ein, so großen Herrn zu gefallen.""

Genifreda sagte mit einem schlauen Lächeln: „Ach

Nora, der Cardinal ist Dir ein wunderliches Kraut — — doch da schellt es. Nun, laß mich einmal nachsehn, was sie befiehlt!"

Sie kehrte bald zurück. „Die Herzogin will Dich sehn", sagte sie, „ich soll Dich zu ihr führen. Du sollst ihnen offenbar etwas aus den Bergen und Wäldern erzählen. Ich will Dir nur sagen, der junge Offizier ist derselbe, welcher den Greppo gefangen nahm, und der Cardinal ist der Mann, der ihn wieder losgelassen hat. Darnach mußt Du Dich richten.

Nora erwiderte: „Da kann ich doch nicht Beiden zu Gefallen reden. Aber ich fürchte mich vor dem Cardinal. Ich werde mich ganz nnd gar an die Herzogin wenden. Die ist ein Weib und wird es mit mir halten. Denn wir Frauenzimmer brauchen uns doch nicht mehr rauben zu lassen, wie die armen Sabinerinnen. Wenn wir nicht wollen, so muß das gelten. Wollen die Männer uns haben, so müssen sie erst unsre Gunst erwerben. Das ist doch wohl hier in Rom nicht anders, als in Sonnino?"

„„O wie sollt' es wohl! So was ist in der ganzen Welt gleich, wo die Weiber nämlich keine Sklavinnen sind. Darin wird die Herzogin ganz auf Deiner Seite sein. Sie weiß es gut genug: wenn man ihre Liebe erzwingen könnte, so wäre ja ihre Gunst nichts werth. Nun komm', Du bist ein geborner Advokat, darauf kenn' ich Dich, und wirst Deine Sache schon nicht verderben,"" erwiderte ihre Freundin und führte sie fort.

Die Marmortreppe des Palastes mit dem blumigen Teppich auf den Stufen, den mächtigen Candelaber, der das herrliche Treppenhaus, taghell erleuchtete, den glänzenden Corridor mit Gemählden an den Wänden und Statüen in den Nischen, die weiß und goldnen Flügelthüren, alles dies sah Nora zum ersten Mal in ihrem Leben. Bewundernd zögerte sie hier und da, um die Herrlichkeiten anzusehn. Vor einem leuchtenden Bilde, das Dianen mit ihren Nymphen darstellte, die überrascht aus dem Bade fliehn, kreischte sie erschrocken auf und hielt sich beide Hände vor die Augen, um die nackten Mädchen nicht zu sehn. Ihre Muhme Genifreda, die das Bild alle Tage sah, lachte laut auf und rief ihr zu: „sie sind ja nur gemalt!“

Aber Nora war vorbeigeeilt und auch vor der Thür der Herzogin vorbei. Denn dies Bild hing dem Empfangszimmer der hohen Frau grade gegenüber. Nun mußte ihre Freundin die Flüchtige erst wieder einfangen und zurückführen.

Drinnen hatte man wohl etwas gehört. Denn als die Thür aufging, saßen alle drei, die Herzogin und ihre beiden Gäste da und blickten erwartungsvoll nach der Thür.

Die Muhme Genifreda führte Nora vor die Herzogin hin und stellte sie vor mit den Worten: „Meine Base Nora Badelini von Sonnino, die Ew. Gnaden herbefohlen.“ Dann entfernte sie sich.

„Eine Badelini von Sonnino?“ wiederholte sich der ältere Gast halb hörbar; und fast vergaß er sich so weit, daß er sich von seinem Sitz erhob, um sich zu nähern; das Mädchen aus seiner Vaterstadt erregte offenbar seine ganze Aufmerksamkeit. War es das Verdienst Sonninos oder war es Noras persönliches Verdienst, genug der Cardinal sah sie mit günstigen, ja mit gnädigen Augen an. Sie dagegen war in den Anblick der schönen und geputzten Herzogin verloren, verbeugte sich vor ihr und bemerkte nichts von dem Eindruck, den sie auf seine Eminenz machte. Dagegen hatte sie sich bei dem jungen Offizier zu bedanken, der ihr sehr freundlich einen Stuhl brachte.

Die Herzogin fühlte sich angenehm davon berührt, daß Nora sich so ganz in ihren Anblick vertiefte und unverwandt ihren Anzug, ihren Kopfputz und ihre Diamanten im Auge behielt. Sie lud Nora ein, sich zu setzen, als diese noch zögerte, von Belmontots Stuhle Besitz zu nehmen.

Was wird das Mädchen alles erzählen können, dachte die Herzogin, aber ehe sie noch zum Fragen kam, wandte sich die Eminenz an Nora mit der Frage: „Signora Badelini? Sind sie nicht Signora Greppo? So hat man mir berichtet.“

„„Raub macht doch keine Ehe? Nicht wahr, nicht? Eminenz? Dieser Räuber hat nie mein Wort gehabt, und ohne Einwilligung ist doch gewiß keine Ehe? nicht wahr, nicht, gnädige Frau?““ sagte sie ziemlich aufge-

regt; denn sie fürchtete die Entscheidung des Cardinals, dem sie gar nicht traute, weil er ihr den Greppo wieder losgelassen hatte.

„Das versteht Niemand besser als Sie, Eminenz", bemerkte die Frau Herzogin.

„„Sie wurden also nicht mit ihm getraut?"" fragte er.

„Ich war nie mit ihm in einer Kirche und wurde nie mit ihm getraut," erwiderte Nora.

„„Nun, so sind Sie allerdings noch Signorina Badelini"", erwiderte der Cardinal.

Zu seinem Erstaunen erhob sie sich auf diese Worte von ihrem Sitz, trat hart an ihn heran und sagte: „Herr Cardinal Staatssecretär, ich nehme Ihre Entscheidung als eine vollgültige an. Ich sage Ew. Eminenz meinen wärmsten Dank dafür, und bitte die Frau Herzogin, wenn ich darf, und den Herrn Offizier, wenn auch er es erlaubt, beide Zeugen zu sein, daß ich frei und einfach Nora Badelini und nicht Greppo's Frau bin."

„Ganz gewiß, meine Tochter", erwiderte er gnädig, und wie von einem Zauber gefangen, hatte er Mühe, seine Würde nicht zu vergessen, als der Hauch der reizenden Sonninerin seine Wangen traf, ja, er verwünschte in seinem Herzen die beiden Zeugen, die herantraten, zwischen ihn und die Nora sich eindrängten und den Zauber dieser leuchtenden Augen Nora's und den Hauch ihrer anmuthstrahlenden Jugend durch den

Salonparfüm profanirten. Beide versicherten ihr, sie wollten es gern bezeugen; und das Wort des Cardinals sei gut, wie Gold. Niemand werde es wagen, sich gegen seine Entscheidung aufzulehnen.

„Und was noch mehr ist", fügte er herablassend hinzu, „ich nehme Sie in meinen Schutz, Signorina Badelini, und die Frau Herzogin wird für das Weitere sorgen."

Sehr befriedigt von dieser Wendung ihrer Angelegenheit, daß derselbe Mann sie beschützen wollte, von dem sie gefürchtet hatte, er werde Greppo's Partei ergreifen und den sie eben darum so entschlossen und feierlich beim Wort genommen, wollte Nora sich zurückziehn, und bat die Herzogin um die Erlaubniß.

Aber diese hatte wohl entdeckt, daß Nora ohne es zu wissen und zu wollen, viel mehr als den bloßen Schutz des allmächtigen Mannes gewonnen hatte. „Sie hat es ihm sichtlich angethan!" sagte die Herzogin zu sich selbst. „Wäre es möglich? Ich muß das doch etwas genauer beobachten." Sie ließ Nora daher nicht fort, sondern verlangte von ihr die Erzählung ihrer Entführung und die Schilderung des abenteuerlichen Lebens auf dem Zuge durch die Abruzzen. Durch diese Abenteuer glaubte sie den Cardinal von seinem guten Vorurtheil für die junge Dame zu heilen; aber sie irrte sich; die Gegenwart ist eine mächtige Göttin, und Nora wußte die Begebenheiten so geschickt darzustellen, daß kein Zuhörer anders konnte, als leidenschaftlich Partei für sie ergreifen.

Als sie sich empfehlen durfte, war sie unerschütterlich in der Gunst Seiner Eminenz befestigt; und Peppo hatte dadurch eine Stütze verloren, die er bei seinem Charakter und bei seinem nur gesteigerten Geschmack an Räuberei und Gewaltthaten noch wieder sehr nöthig haben konnte.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Max und Nostis durchstreiften die ewige Stadt. Sie dachten auf dem Campo Vaccino des alten Forums, und unter den Statüen im Vatican der alten weltbeherrschenden Römer, deren Tempel und Villen diese Götter geziert hatten. Das alte Rom ist von der Zeit verzehrt, nur Trümmer zeugen noch von seiner untergegangnen Herrlichkeit; auch das neue ist in unsrer Zeit schon eine Ruine; seine Bannflüche sind kalte Blitze und der Vatican beherrscht im 19. Jahrhundert so wenig die Welt, daß er nur noch von der Gnade eines hinfälligen Usurpators lebt, wie ein Lahmer den andern führt.

Eines Tages nach vielen ermüdenden Ausflügen ließen sich die Jünglinge an einem abgelegnen Plätzchen im Park der Villa Borghese nieder, um auszuruhn und sich zu sammeln.

Max sah nachdenkend vor sich hin. Nostis, der sich umgeschaut, sprang erschreckt auf, als plötzlich eine schwarze Schlange mit einer gelben Krone auf dem

Haupte hinter der Steinbank aufraschelte und im dürren Laube mit langen Windungen pfeilschnell fortschoß.

Max sah sich nun auch um und lachte laut auf.

„Ja! Du lachst!“ rief Nostis aus, „weil ich die Schlange und die Schlange mich flieht. Es ist auch zum Lachen; aber so wird einem unheimlich zu Muth, mehr aus Phantasie, als weil man in Gefahr ist. Etwas Aehnliches ist es mit diesen Priestern. Wollten sie sich nur nicht von andern Menschen so geflissentlich durch Tracht und Benehmen abscheiden, daß sie uns und wir sie abstoßen und fliehen, so könnte man sie schon über Rom und seinen Wundern, diesen mannigfaltigen Denkmälern verschwundner und verschwindender Kulturstufen, vergessen, wie man die Schlangen über diese herrliche Natur vergißt, in der sie doch grade so gut gedeihn!“

„„Wäre es weiter nichts, als die Erscheinung und das Gespenstische des untergegangnen Mittelalters,““ sagte Max, „„das sollte mich so sehr nicht stören; auch sieht man in den Straßen Roms diese Uniformen der Geistlichkeit, die Dich gespenstisch anwidern, doch wirklich weniger, als man erwarten sollte. Ich finde sie hier wahrhaftig nicht so aufdringlich, als in Antwerpen oder Paris. Aber diese Zustände, die sie erzeugen, diese Idylle des Verbrechens, die sich mitten in dem schönen Italien unter ihrem Krummstabe wuchernd entfaltet, — denke nur an die arme Statella und an den entlassnen Greppo! — das ist das Abstoßende; diese Sündenvergebung im allergrößten Stil ist durchaus unver-

einbar mit der Sittlichkeit unsrer Zeit. Da find' ich unter den Büchern meines Vaters von dem unermüdlichen Gegner des Papstthums Bianchi-Giovini „ein Gemälde des Römischen Hofes und eine Lebensgeschichte des Cardinals Antonelli*)", worin die haarsträubendsten Dinge mitgetheilt werden. Ich hätte sie nicht geglaubt, wenn ich nun nicht selbst diese Erfahrungen gemacht hätte. Du mußt das Buch lesen.""

Nostis antwortete: „Je mehr ich darüber höre, desto unglaublicher kommt es mir vor, daß diese Gesellschaft noch zusammenhält und desto unverzeihlicher, daß die Franzosen ihr eine künstliche Stütze leihen und eine Gewalt wieder hergestellt haben, die mit vollem Recht von den überbrausenden Volkswogen verschlungen war und sich vor derselben Sonne einer neuen Zeit zurückziehen mußte, die über Frankreich aufgegangen ist."

Max erwiederte: „„Wie diese Sonne der neuen Zeit über Rom aufgegangen ist, so ist sie jetzt die Mutter ebensowohl der Fäulniß, als des Wachsthums Italiens, dieses Wunderlandes, dieser schönen Wiege der Europäischen Kultur. Was denkst Du, Nostis, sollte es nicht möglich sein, dieses Unwesen in Rom von Innen heraus zu stürzen, wie wir Palermo und Neapel eingenommen haben, nicht weil wir sie, sondern

---

*) Der Italienische Titel ist: A. Bianchi — Giovini. Il Diario di Burcardo. Quadro dei Costumi della Corte di Roma nei Secoli XIV e XV. Aggiuntavi la famosa Bolla di Leone X., una biografia del Cardinale Antonelli ed altri documenti. Milano 1860. Neujahrsgabe für 1861.

vielmehr weil sie uns haben wollten und auf eigne Hand schon entschlossen eingerichtet waren, ehe wir noch dazu kamen? Mir gefällt der Römer eher besser, als der Neapolitaner. Ich sollte also meinen, er könnte auch unter Umständen mehr leisten.""

„Das Verdrießliche ist", entgegnete Nostis, „Du hast es hier immer mit dem ganzen Ehrgeiz der mißleiteten großen Nation, der Franzosen, zu thun. Gesetzt auch, wir würfen sie hinaus, so würden sie nur wieder kommen. Gründlich sind sie sicherlich nicht hier, sondern nur in Paris zu schlagen; und dort wiederum müssen sie sich selbst gegen sich selbst helfen."

„„Aber,"" warf Max ein, „„sie können doch nicht ewig in Rom bleiben. Sie sind vor der Hand hier, aber nur vor der Hand. Ist es nicht wichtig, daß Rom, so wie sie den Rücken wenden, seinen Willen wieder geltend mache und den uralten Krebs der Priesterherrschaft noch einmal ausschneide?""

„Das ist wichtig genug, mein lieber Freund", versetzte Nostis, „doch ein langwieriges gefährliches Geschäft, zu dem wir Fremde keinen Beruf und keine Zeit haben."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so erblickte er einen rüstigen nicht grade mehr jungen Mann, den Beide schon von Palermo her als thätiges Mitglied der geheimen Regierung, der Verbündeten Garibaldi's, kannten: „Massarenti!" riefen Beide fast zugleich aus, „Sie in Rom!"

„„Nun ja, man muß doch sehn, was alte Freunde

denken und thun"", erwiderte er, „„und so bin ich sehr glücklich, so werthe und verdiente Kampfgenossen, wie Euch, anzutreffen! Ihr seid schon einige Zeit hier. Ich komme soeben an. Wir müssen uns hier in Rom übrigens zu Kopfe sehn. Geht nicht immer zusammen aus. Laßt Euch den Mantel durch einen Bedienten nachtragen. Und wir drei nun vollends dürfen nie zusammen durch die Straßen dieser verzauberten Stadt gehn. Nun sagt mir, was denkt Ihr von Rom? Wird es die Ehre seines Namens retten? Wird die Mutter der Gesetze den Vater der Willkür überwinden?""

„Von dem patriotischen Rom", erwiderte Nostis, „sind wir nichts gewahr worden; wenn es existirt, so weiß es sich gut zu verbergen; von dem officiellen brauchen wir nicht erst zu reden, es ist der wunde Fleck Eures schönen Landes, unterbricht seine Einheit und pflanzt den Bettel, den Müßiggang, den Aberglauben und das Verbrechen an Euren Grenzen auf."

Massarenti lächelte bitter, als würden ihm die Sünden des Kirchenstaates zum ersten Mal vorgehalten. Guilio Cäsare Massarenti war Einer von denen, die vom Könige von Italien, von Cavour, von der Mazzini'schen Politik und von den Siegen über Oestreich durch den Neffen des Alten gar nichts hielten, dagegen mit großem Stolz zu erzählen wußten, wie sie vordem in Bologna, zehn Mann stark, den Oestreichern eine Kanone abgenommen und sie beinahe geschlagen hätten. Massarenti berichtete dazu, wie er und sein kleines

Fähnlein dann entkommen und wie er mit Mazzini das Brot des Exils gegessen. Die Niederlagen der alten Carbonari schlug er viel höher an, als die Siege der Piemontesen, und mit Garibaldi war er weit mehr zufrieden, weil er sich zürnend nach Caprera zurückbegeben, als, weil er triumphirend, der Dictator an der Seite des Königs, in Neapel eingezogen. Sein Element war die ewig unglückliche, stets geschlagne und doch unsterblich fortwühlende Opposition. Der Erfolg war ihm fast unbequem. „Ich bin gegen jede Regierung, ich bin unzufrieden", hat man ihn sagen hören, als seine Freunde eben den Stuhl der Gewalt bestiegen hatten. So behagte ihm jetzt Rom und fühlte er sich wohl in den düstern, endlosen Verschwörungen, die seit 1848 nun schon manchen graugewordnen Bart, aber noch immer keinen Erfolg des unterdrückten Gemeinwesens der ewigen Stadt erlebt hatten.

„„Ist es aber nicht großartig"", fragte er mit leuchtenden Augen, daß weder die Begeisterung erlischt, noch die geheime Regierung, die ~~legitime~~ Volksbehörde, verrathen wird? Daß im Grunde Rom in unsrer Hand ist, und daß wir diese hohle Oberfläche des Priesterstaates, in der nichts mehr Wurzel schlagen kann, verachten dürfen, weil sie gar keinen andern Halt mehr hat, als die Bajonette der Fremden? Und diese Bajonette sind sie nicht gegen das Herz ihrer eignen Nation gerichtet, gegen das Frankreich Voltaires und der Revolution? Ist Rom nicht die große Gefahr des Neffen? Was beweist klarer, als Rom, daß er nur

provisorisch existirt? Nun, Ihr müßt die Männer unsers Vertrauens kennen lernen und ihre Hoffnungen aus ihrem eignen Munde hören. Heute Abend ist Versammlung der Unsichtbaren. Kommt um 10 Uhr in's Kaffee Ruspoli. Ihr findet mich am Billard und folgt mir in einiger Entfernung, wenn ich aufbreche, redet mich aber nicht an, so lange wir nicht unter uns sind!""

Mit diesen Worten und einem raschen Gruß verschwand er im Gebüsch, wie vorhin die gekrönte Schlange.

„Sollen wir nur hingehn, Max?" fragte Nostis.

„„Allerdings!"" erwiederte Max, „„er ist durch die ewige Verschwörerei etwas verdreht worden, aber man kann ihm trauen, er hat Erfahrung und Vorsicht. Können wir ihnen unmittelbar nichts nutzen, so kann uns diese Kenntniß der Zustände doch später einmal wichtig werden.""

Zweites Kapitel.

Die Gesellschaft im Kaffee Ruspoli war anscheinend höchst unverdächtig. Die Gäste und die Kellner, weiter niemand. Massarenti saß und rauchte seine Cigarette zu einem Grog (mezzo caldo). Er schien sich für das Billardspiel zu interessiren. Man sah wohl, daß einer der Kellner den ungewöhnlichen Gast unterhalten wollte, allein dieser kannte seinen Mann, deutete von Zeit zu Zeit auf das Spiel und bot ihm an, einen Bajocco (einen Dreier) zu wetten, daß der nächste Stoß gelingen werde. Dies ärgerte den Kellner, und es kam ihm grade recht, daß unsre Freunde in die Thür traten.

„Treten sie näher, meine Herren, welchen Tisch befehlen Sie? Von hier sieht man das Spiel gut. Womit kann ich dienen?"

Dabei musterte er die jungen Leute scharf. Max hatte sich seinen jungen Bart natürlich militärisch gezogen. Nostis sah wie ein alter Krieger aus.

„Die Herrn sind Deutsche Offiziere!" sagte er mit einer Verbeugung. „„Ja wir sind Preußische Offiziere!"" erwiderte Nostis.

„Die Fremden nehmen um diese Zeit Kaffee", bemerkte der dienstfertige Jüngling; und sie nahmen Kaffee.

Als sie damit zu Stande waren, ging Massarenti langsam an ihnen vorbei. Sie unterhielten den Kellner mit der Zahlung und schickten ihn fort zum Wechseln. Als er wiederkam, war Massarenti draußen. Sie gingen ihm nach und fanden ihn langsam nach dem Kapitol zu vor sich hingehn und fortrauchen. Sie gingen Arm in Arm und unterhielten sich deutsch.

Endlich bog Massarenti in eine Seitengasse ein; fast verloren sie ihn im Schatten; jetzt war er außer Sicht. Sie schritten zu. Da zupfte er Max; dieser bemerkte ihn in der offnen Thür, die er eben vorbeigehn wollte. Sie traten hinter ihm ein. Mit einem feinen Schlüsselchen öffnete er eine Gangthür zur Seite, die sich geräuschlos wieder hinter ihnen schloß.

Der Gang hatte glatte Steinwände. Sie gingen im Dunkeln schweigend hinter einander fort, immer in grader Richtung. Endlich senkte sich der Gang und die Luft wurde kühler. So gelangten sie in eine Rotunde, die nur von dem Kaminfeuer zur Seite des Eingangs erleuchtet war. Ein runder grüner Tisch stand in der Mitte, zwölf Stühle um ihn herum. Davon waren drei ausgezeichnet, die andern gleiche Armsessel. Neun Männer mit Brillen, die eine Art Maske abgaben, standen plötzlich hinter den neun gleichen Stühlen. Unsre Freunde hatten nicht bemerkt, wo sie eingetreten waren. Vier standen zu jeder Seite des

Vorsitzenden, den man gleich dafür ansehn mußte. Der ergriff auch sogleich das Wort: „Meine Herrn Senatoren, unsern Gästen, den Genossen des berühmten Feldherrn unsrer Republik, bieten wir für ihr Verdienst um die große Sache Italiens den Ehrenplatz an.“ Er winkte mit der Hand Platz zu nehmen. Die Sitzung war eröffnet.

„Herr Senator Schriftführer, tragen Sie uns den Bericht über die Lage der Römischen Republik vor.“

Dieser stand auf und sagte: „„Die Erobrung dauert fort. Der Feind ist noch immer in der Stadt; mit ihm das verrottete Priesterregiment. Der Feind, die französische Besatzung, hält diese Regierung im Vatican aufrecht, die nun in Wahrheit nicht von dieser Welt ist, denn wir erkennen sie nicht an und führen unsre Angelegenheiten unter uns fort. Freie Menschen lassen sich nicht unterjochen. Seit der Eroberung sind nun aber große Dinge geschehn. In Rom ist das alte Regiment immer mehr entwurzelt und ihm hängt die Bevölkerung nicht mehr an. Sie hat uns ihr Vertraun keinen Augenblick entzogen. Dennoch haben wir hier in der Stadt nichts thun können, als uns vorbereiten und die Mittel zu der bevorstehenden Befreiung ansammeln. Der große Mittelpunkt, das ewige Rom, mußte unbeweglich bleiben. In den Umkreis dagegen haben wir den Geist und die Thatkraft ergossen, die hier im Mittelpunkt ruhen mußten. Mit Orsini-Bomben und mit Pistolenschüssen haben die Carbonari ihr abtrünniges Mitglied, den Dictator in Paris, an seine

Pflicht gemahnt. Manin's Politik ist von Cavour und Cavour's Politik von dem General unsrer Republik unterstützt worden. Louis Napoleon hat die Politik der Carbonari ausführen müssen. Große Schlachten sind für uns geschlagen und gewonnen, die Lombardei ist frei geworden. Der unermüdliche Tribun Mazzini hat die Fahne des Aufstandes in Sicilien erhoben. Garibaldi, unser Feldherr, hat sie aufrecht erhalten, er hat an der Spitze einer Jugend, die von unserm Geiste beseelt war, Palermo und Neapel erobert. Unser Dictator hat dem Könige von Sardinien die Krone von Italien aufs Haupt gesetzt; Umbrien und die Legationen sind frei, und das alte Latium ist Alles, was vom Patrimonium Petri noch in den Händen unsrer Feinde geblieben ist. Römer! Latium und Rom, das Herz und der Kopf Italiens, der Mittelpunkt des Kreises, den unser Geist, den unsre Männer, den unsre Waffen befreit haben, soll die letzte, die größte Eroberung unsrer Wiedergeburt sein. Sie ist die schwierigste, aber sie ist die gewisseste; wie das Sonnensystem nicht ohne die Sonne, so kann Italien nicht ohne Rom sein. Die Vergangenheit spricht für die Zukunft. Orsinis Aufopferung und Privatkrieg in Paris, und Garibaldi's Feldzüge in der Lombardei, in Sicilien und Neapel sind Römerthaten, von Rom ausgegangen und für Rom vollbracht. Rom wirft vom Stuhle St. Peters seinen verderblichen Schatten über die Erde, Rom wirft aus unsrer Catacombe seine Lichtblitze in die politische Finsterniß der Welt.""

„„Aber es ist wichtig, mein Herr Vorsitzender, meine Herrn Freiwilligen und Senatoren, daß wir unsre Feinde nicht verkennen. Nicht Louis Napoleon, der alte Carbonaro und Kämpfer gegen den Papst und gegen Oestreich; die französische Republik, die Regierung Cavaignacs, beschloß uns zu erobern, Civita Vecchia zu befestigen und, nach dem uralten Gelüste der Einmischung, Italien von hier aus zu beherrschen. Die Franzosen, nicht ihr Tyrann, sind unsre schlimmsten Feinde. Wir haben im Gegentheil an diesem Bonaparte einen Rächer gegen sie. Ein Italiener tyrannisirt er die Franzosen, weil sie uns tyrannisiren wollten, und es mußte dieser Eine, unser Carbonaro als Dictator, sein, der Italien von Oestreich befreien half; die Republik hätte nie einen solchen Krieg geführt; sie ließ 1848 die Sardinier, die Lombarden und Venedig in Stich; sie unterdrückte 1849 unsre Republik; sie stellte den Papst wieder her, sie, die Tochter der Aufklärung; sie schaffte das allgemeine Stimmrecht wieder ab; sie war so weit zurückgegangen, daß Louis Napoleon Bonaparte durch den Staatsstreich das allgemeine Stimmrecht gegen sie wieder einführen und sie unter ihrer eignen Schmach begraben konnte.““

„„Dies ist Rache für Rom und Italien, aber zugleich ein Schmerz für uns; denn der böse Geist dieser Nation hat ein böses unsittliches, ein fluchwürdiges System zur Herrschaft gebracht. Diese Nation durchhaucht alle Völker mit der Verzweiflung an ihrer Ehre und an der Durchführung der großen Grundsätze von

1789. Unsre Schwierigkeit liegt also in dem tyrannischen und übelwollenden Theil der französischen Nation, der — gestehn wir es offen — die Mehrheit und darum die Gewalt hat, der selbst seinen Dictator zwingt, den Papst, dieses Sinnbild des untergegangnen Mittelalters, unsern Alp, zu beschützen, an den er so wenig glaubt, als wir Römer. Seitdem nun die Expedition Cavaignacs sich einmal in diesem Mittelpunkt Italiens festgesetzt hat, sind wir gezwungen, all das Unglück mitzumachen, welches die eroberungssüchtigen und darum natürlich knechtisch gesinnten Franzosen sich selbst aufbürden.""

""Wir Italiener sind vielleicht bestimmt, in Frankreich der freien Minderheit gegen die knechtische Mehrheit beizustehn. Vielleicht wäre es jetzt schon möglich gewesen, wenn die ganze Nation mit Garibaldi sich vom Volturno gegen Rom gewendet hätte. Die Nation, die Armee, der König folgten dem großen Führer nicht. Die Gelegenheit wurde versäumt, um — die Franzosen zu schonen. Wir müssen warten, bis sie wiederkehrt.""

""Vielleicht aber — und das ist nicht unwahrscheinlich — können wir uns auch mit denen verbünden, die Deutschland, eben so wie wir Italien, neugestalten und zu einem freien Gemeinwesen erheben wollen, mit einem Volke, daß weder dem Papstthum noch der Eroberungssucht ergeben ist.""

""Wenn diese glückliche, wie natürliche Verbindung durch Noth oder Weisheit der Regierungen zu Stande

kommt, alsdann können wir Italiener frei aufathmen, und der Tag wird nicht ferne sein, wo wir, mit den Deutschen und Engländern verbunden, der französischen Einmischung und Eroberung ein Ziel setzen.""

""Wir haben lange gewartet, warten wir noch länger. Eine nähere Aussicht, meine Herrn, eröffnet sich uns für jetzt nicht. Sie ist aber unendlich schön und befriedigend gegen das, was wir 1850 vor Augen hatten, ein Paradies gegen eine Wüste.""

Hier endete der Bericht. Max und Nostis hatten zuerst mit Theilnahme, weiterhin mit Erstaunen und zuletzt mit der größten Hochachtung vor solcher Auffassung der Weltbegebenheiten und in Verbindung damit der Schicksale der ewigen Stadt zugehört. Es blieb ihnen wenig Zeit, sich zu sammeln. Denn gleich darauf erfolgte der Bericht der Polizei, der die Ereignisse, die wir schon kennen, noch weiter aufklärte und unter anderm mittheilte, daß Giuseppe, der Wirth zu den Kätzchen, sich vollständig zu Diensten gestellt und in der Gegenpolizei gegen die päpstliche verwendet werde.

Der Vorsitzende erhob sich sodann und sagte:

„Und so thue denn jeder an seinem Ort das Seinige, wie bisher. Wer jung ist, hoffe die bessre Zeit zu genießen, wer hoch in Jahren ist, lasse sich an dem Bewußtsein genügen, daß er die Früchte seiner Anstrengung den Seinigen hinterläßt. Die Versammlung ist aufgehoben."

Mit dem Hammerschlage des Vorsitzenden auf den

Tisch zog sich ein Vorhang vor das Kaminfeuer. Es war dunkel. Man hörte die Neun sich rasch entfernen. Die Stühle unsrer Freunde hingegen rollten mit ihnen zurück. Dann drehten sie sich. Massarenti stampfte auf und öffnete eine Thür. Es wurde eben hell genug, um den Ausgang sehn zu lassen. Eine Wendung führte auf einen Flur, und alle drei waren in wenig Minuten auf dem Corso. „Lebt wohl!“ rief Massarenti und verschwand.

Drittes Kapitel.

Weniger zufrieden, als Max und Nostis, war Massarenti mit der Politik der Geheimen Regierung der Römischen Republik, die wir soeben gehört haben. Es war die einzig mögliche und darum gewiß die einzig richtige; „aber“, sagte Massarenti, „sie sind aberweise geworden; Manins und Cavours Ohren kriechen ihnen überall zum Pelz heraus, Mazzini und die Partei der That wurden kaum erwähnt. So gehts, wenn man zur Regierung kommt! Mit meiner Bologneser Compagnie und mit Einer Kanone greif' ich diesen Montebello morgen an, wenn Rom sich nur schlagen will, und treib' ihn ins Wasser. Aber diese Reactionäre wollen nicht losschlagen. Statt sich ordentlich erschiessen zu lassen, warten sie bis sie im Bette verrecken. Welch ein schlechter Geschmack!“

Es war noch ein Glück, daß er nicht auf eigne Hand losschlug. Aber seine Kritik der unsichtbaren Regierung war auch wohl so ernstlich nicht gemeint, denn wir erinnern uns, wie er sie noch vor einigen

Stunden in der Villa Borghese lobte. Es ärgerte ihn nur, daß sie nicht correct mazzinistisch war.

Als Nostis und Max zum Thee nach Hause kamen, war es schon spät.

„Laßt Euch nur in keine nächtlichen Zusammenkünfte ein, Ihr Herrn", sagte der General Löffling, als wäre er mit dabei gewesen.

Die beiden sahen sich an und lächelten verstohlen. Dann erzählten sie von ihrem Tagewerk, ließen aber Massarenti und die Versammlung in der Katacombe aus.

Max wollte der Thee gar nicht schmecken. „Ich weiß nicht, was mir fehlt!" rief er aus, „aber es ist nicht so wie sonst des Abends!"

Ida lachte und erwiderte: „„Natürlich, weil Bianca nicht mit dabei ist, die Dir sonst den Thee einschenkt!""

„Und warum habt Ihr sie nur ziehn lassen? Ich weiß nicht, wie Ihr sie entbehren wollt, besonders der Vater", antwortete Max ganz ruhig.

„„Zum Theil bist Du Schuld daran, lieber Sohn"", neckte ihn die Mutter, „„weil wir den Raum für Dich brauchten. Das ist aber nur Nebensache. Sie wollte so gern wieder einige Zeit bei der Gerhard wohnen, wegen gemeinschaftlicher musikalischer Studien. Und da haben wirs denn geschehen lassen; die Gerhard's sind ja nicht aus der Welt!""

„Für Euch wohl nicht; aber für mich ist es nicht viel anders. Bin ich ihnen doch noch nicht einmal

vorgestellt. Ich werde ihnen morgen einen Besuch machen," sagte Max.

„„Thu Du das! lieber Bruder"", ermunterte ihn Ida neckend und lachte über den feinen Feldzugsplan.

Der alte General schmunzelte und dachte: „Nun der Junge scheint sich zu bessern. Die Bianca wird mir wahrlich krank, wenn er ihr nicht etwas den Hof macht." Laut setzte er hinzu: „Ich dächte die Gerhard's hätten diese Aufmerksamkeit von Deiner Seite längst verdient, lieber Max; versäume es also nur nicht!"

Der General hatte durchaus keine Standesvorurtheile. Die Bianca war ein solcher Liebling von ihm, daß er immer nur besorgt war, wie er ihr Glück befördern könnte; es schmeichelte ihm daher, daß Max sie heute vermißte.

Etwas anders verhielt er sich zu Rostis. Dieser war ihm zu stark in der Farbe der neuen Zeit gefärbt. Er hatte an Max vollkommen genug; und der Gedanke behagte ihm nicht, die ganze Familie aus dem alten Verhältniß zu seinem Kriegsherrn herausgerissen zu sehn. Er wünschte also eifrig, Ida möchte lieber einem jungen Manne, der in der Armee oder sonst im Staatsdienst stünde, ihre Neigung zuwenden. Es fehlte durchaus nicht an Bewerbern, wie dies Rostis mit großer Unruhe längst gewahr geworden war. Er gab sich aber heute schon zufrieden, daß „die zugeknöpften Kameraden, die Bonapartistischen Schnurrbärte von der

Gesandtschaft und vor allem, daß die jugendliche Glatze mit dem romantischen Heiligenschein des Bourbonismus von Neapel nicht zum Thee gekommen waren."

Und Max machte ihn vollends glücklich, als er vorschlug, Nostis möge einige Lieder singen, und sich von Ida begleiten lassen. Kein Mensch hatte diese Gabe der Musen bei dem jungen Krieger vermuthet; auch war bisher wenig Zeit zu solcher Unterhaltung gewesen. Die Befriedigung war allgemein; nur Max hätte denn doch gewünscht, auch einmal Bianca zu hören.

So verlief der Abend; und jeder hatte seine eignen Gedanken und Wünsche dabei.

Viertes Kapitel.

Die Ducheſſa Laura Carolini hatte mit Verdruß bemerkt, daß ſeine Eminenz der Cardinal-Staatsſecretär viel zu viel väterlichen Antheil an der jungen Sonnineerin genommen und war gar nicht geſonnen, ſich an der Nora Badelini eine Nebenbuhlerin in ſeiner Gunſt zu erziehn. Mit dem jungen Belmontot ſtand das Spiel nicht viel anders. „Er war merkwürdig aufmerkſam gegen das Gebirgskind; immer ſtand er auf der Lauer, ob er ihr nicht einen Dienſt erweiſen, einen Stuhl herbeiholen oder aus dem Wege räumen oder das Taſchentuch aufheben könnte, wenn ſie es aus reiner Schalkheit fallen ließ. „Oh! oh! ich hab' es wohl geſehn! Bin ich denn aber ſchon ſo alt?“ — ſie ging einige Male vor ihrem Spiegel vorüber, — „daß dieſes Naturkind, blos weil es noch ein Kind iſt, mich ausſtechen ſollte? Nun giebt Seine Eminenz ſie mir ganz kühl in Pflege. Hm! Hm! Nicht wahr, ihr Herrn, es wäre recht bequem, und recht anregend, wenn ihr dieſen Ausbund von einer Räuberbraut immer bei mir

fändet; wenn ich sie Euch so zu sagen aushielte? Wenn ich dafür nun aber gar keine Ohren hätte, was sagtet Ihr dann? Und wenn ich sie nicht im Hause behalten will, was fang' ich da mit ihr an?"

Es war am Morgen nach dem Besuch des Cardinals und des jungen Belmontot und nach der Vorstellung der Nora, daß der Ducheſſa dieſe Gedanken durch den Kopf gingen. Sie trank eben ihre Chocolade und trat mit der Taſſe in der Hand, ans Gartenfenſter. Der Garten vor ihrem Balconfenſter hatte unten eine Marmorballuſtrade, mit Orangen- und Granatbäumen in Töpfen umſtellt. Sie hörte dort Lachen und Händeklatſchen. Dies unterbrach ſie in ihren Gedanken. Sie bog ſich zum Fenſter hinaus und ſah Nora mit einem ihrer Bedienten den Saltarello tanzen, und die Muhme Genifreda lachend und Beifall klatſchend unter den Granaten ſtehn.

Die Ducheſſa kam grade noch zur rechten Zeit, ums mit anzuſehn, wie Nora die Wendungen der neckiſchen, entgegenkommenden, ſchalkhaft fliehenden und ſchelmiſch entſchlüpfenden Liebſten, die im Saltarello dargeſtellt werden, mit überraſchender Anmuth ausführte.

Da ſchoß ihr das Blättchen. „Ich hab's!" ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Ich thu' ſie ins Ballet; ich laſſe ſie als nationale Tänzerin auftreten!" — Sie ſah dem Tanze weiter zu. — „Allerliebſt! ſo wahr ich lebe!" rief die Ducheſſa aus, ganz hingeriſſen von der Kunſt der ſchlanken, gewandten Dirne. „Und nun wieder

dieſes ſchelmiſche Ausweichen, aber noch ſtärker betont, als das vorige Mal! Nein, das iſt zum Entzücken! Nicht wahr, mein Herr Cardinal, nicht wahr, mein Herr von Belmontot, das möchten Sie wohl mit angeſehn haben? Sie hätten über das runde Füßchen der Sonninerin die Chocolade vergeſſen! aber ſo haben wir nicht gewettet! Nicht hier, auf der Bühne könnt Ihr ſie tanzen ſehn. Da wird es ihr an Verehrern nicht fehlen, und Ihr werdet das Nachſehn haben. Aus Ew. Eminenz heiligem Bereiche wird ſie aber durch das Theater ſo weit entfernt ſein, daß Sie ihr nicht nahen können, ohne Gefahr ſich bloszuſtellen."

Das ganze Haus der Ducheſſa Laura Carolini war glücklich. Unten ſpielten ſie, wie die Kinder, und oben hatt' es die Herrin, dieſe neidiſche Göttin, bei ihrer Chocolade richtig herausgebracht, wie ſie dieſe Glücklichen regieren ſollte, vor Allem aber, wie ſie es verhüten wollte, daß „dieſer Ausbund von Sonnino" nicht etwa ihre Nachfolgerin oder gar von dem Cardinal in den Adelſtand erhoben würde.

Fünftes Kapitel.

Der Plan der Ducheſſa war leicht auszuführen. Die Genifreda mußt' es der Nora in den Kopf ſetzen. Die mit ihrer Ruhmſucht fing leicht Feuer. Gefahr konnte auch nicht dabei ſein. Der mächtige Cardinal wollte ſie ja beſchützen und hatte ihr vor Zeugen erklärt, Peppo habe kein Recht auf ſie. Und als der Balletmeiſter, den die gnädige Frau bezahlte, mit ihrem Saltarello zufrieden war, wurde Nora wirklich ins Ballet aufgenommen.

Kaum, daß der Balletmeiſter einige Winke zu geben hatte, die ſich auf die Wirkung in die Ferne bezogen; ſchon in der Probe ſah Alles vorher, der Nationaltanz werde glänzend einſchlagen, und das um ſo ſicherer, je weniger man der Natürlichkeit der Tänzerin Abbruch thäte.

Im Hauſe des Generals erregte die Ankündigung der Signora Badelini weiter keine Aufmerkſamkeit. Nora war dort unter ihrem Familiennamen nicht bekannt. Der Cardinal dagegen und der Herr von Bel-

montot wurden äußerst neugierig. „Also dorthin hat sie sich von der Herzogin zurückgezogen?!“ Sie fuhren natürlich ins Theater.

In der Oper, die dem Ballete vorherging, trat Bianca mit ihrem gewöhnlichen Erfolge auf; ja, durch ihre Studien mit der Gerhard hatte sies in der That noch weiter gebracht. Nach der Vorstellung erschien sie in des General Löffling's Loge, wo auch Max und Nostis waren.

„Sollen wir das Ballet abwarten?“ hieß es.

Man verspricht sich viel vom Saltarello, in dem eine Tänzerin aus dem Gebirge auftreten soll“, sagte Bianca. Sie hatte auf der Bühne davon gehört.

Das Ballet begann mit einer Einleitung zu dem Saltarello-Tanz unsers Paares, das zum Mittelpunkt der Darstellung gemacht war.

Das Paar trat ein; erst wurd' es umtanzt und bekränzt, dann folgte der Werbetanz, der Saltarello.

„Es ist Nora!“ rief Max aus.

„Wahrhaftig! sie ist es!“ bestätigte Nostis.

Und Beide folgten ihrem Tanze mit so viel Theilnahme, und Alles war von ihrer Schönheit und Anmuth so hingerissen, daß Bianca ihren Rath, zu bleiben, bitter bereute und fest überzeugt war, Max dächte an nichts, als an seine schöne Retterin, diese Heldin, die nun auch eine Künstlerin war. Eben so unglücklich fühlte sich Ida. Denn Nostis wußte kein Ende zu finden, die neue Tänzerin mit dem Gesicht des Korsen zu loben.

„Es ist nur ein Glück, daß der Räuberhauptmann nicht hier ist!“ bemerkte Max; „ich weiß nicht, was er anstiften würde!“

„Ein Blumenstrauß aus der Loge des Cardinals!“ rief der General. „Nun, Seine Eminenz ist ein Kunstkenner!“

Der Cardinal blieb nicht der Einzige; es regnete Zeichen der Verehrung und Bewunderung, wie damals bei Bianca's erstem Auftreten. Und Ausrufe ertönten: è Romana, è bella! sie ist eine Römerin! sie ist schön!

In der Loge des Generals, die nahe am Theater war, brach man auf. Nora warf einen Blick hinein; er fiel auf Max, der sich eben erhob. Ihr wars wie ein Pfeil ins Herz, sie erblaßte, sie wankte und wurde von ihrem Tänzer aufgefangen. Manchem entging der Vorfall; Einigen schien er zur Vorstellung zu gehören; Max aber erschrak und Bianca war über die Maßen betrübt und unglücklich. Schien Max doch nicht nur sie, sondern sich selbst ganz zu vergessen! „Sorgt für die Signora!“ rief er der Gruppe auf dem Theater zu; und seine Mutter, erschrocken über diese Einmischung, zog ihn leise fort mit der Beruhigung: „Es ist ja nichts Ernstliches, mein lieber Sohn!“

Als sie auf den Logengang heraustraten, eilte Belmontot mit flüchtigem Gruße an ihnen vorbei aufs Theater. Ohne Zweifel wollte er der Nora seinen Beistand anbieten.

„Wo in aller Welt“, fragte Max wie eifersüchtig, hat der die Nora kennen lernen?“

Sechstes Kapitel.

Alle aus der Loge des Generals Löffling begleiteten Bianca zu Gerhards. Max führte sie; aber die Verstimmung hing wie eine Wolke über ihnen her. Bianca hatte das Gefühl, die glänzende Erscheinung der Nora Badelini habe sie völlig aus seinen Gedanken verdrängt, und er spräche nur darum nicht, weil er immer noch an die Nora dächte, ja, er vergesse sie sogar, während sie an seinem Arme hing. Hätte er nur ein Wort gesagt, so wär' es doch an sie gerichtet gewesen, wenn es auch natürlich nur Nora gegolten hätte!

Aber das Wort wollte ihm nicht über die Zunge. Tausend Möglichkeiten ängstigten ihn. Wie sollt' es wohl werden, wenn Peppo sie sah? Und wie konnt' es vermieden werden, sobald er wieder in Rom war? Wo war er? Was hielt den Unhold fern? Wie konnte man die Nora gegen ihn schützen? Welch ein Unstern hatte sie verleitet, öffentlich aufzutreten, anstatt sich sorgfältig zu verbergen? Ja, wie war sie im Umsehn mit ihrem Talente den Leuten bekannt geworden, und wie an

diesen viel beneideten Platz gelangt, sie das unerfahrne Landmädchen aus dem Volsker Gebirge?"

Beim Abschiede von der Bianca endlich fielen ihm alle seine Sünden aufs Herz, er zwang sich zu reden und stotterte einige Worte der Entschuldigung: „Die Erscheinung der Nora habe ihn besorgt und unruhig gemacht; er werde sich schon wieder finden; er bitte wegen seiner Abwesenheit und Zerstreutheit um Entschuldigung!"

Aber das tröstete Bianca so wenig, daß es ihr im Gegentheil nur ihre Besorgniß bestätigte.

Kaum hatte sie sich daher bei Allen verabschiedet, so eilte sie auf ihr Zimmer, warf sich aufs Sopha und strömte ihren lang unterdrückten Kummer in heißen Thränen aus. Ach, daß sie sich einmal satt weinen konnte!

So traf die Gerhard ihren Liebling, streichelte ihr die weichen schwarzen Locken und ließ sich Alles klagen, um ihr womöglich Trost zuzusprechen.

Leichter, obwohl schärfer war es zwischen Nostis und Ida hergegangen.

„Die Napoleonsblicke der schönen Badelini drangen ja wohl recht tief in Ihre aufmerksame Seele ein, Herr Graf? Es erinnerte Sie wohl an die Abruzzen und all die Romantik!" spottete Ida.

„„Aber Fräulein, sein sie gütig!" bat Nostis kleinlaut. „Es war ja nichts anders, als die plötzliche Ueberraschung! Die Nora auf dem Theater im Saltarello! Und am Ende die Ohnmacht in den Armen ihres Tänzers! Was doch alles in der Welt vorgeht!""

„Ich kann mir's lebhaft denken, daß Sie es bedauern, die merkwürdige Berufsänderung der Signora Badelini so spät zu erfahren!“ sagte sie ihn schraubend.

Nostis fühlte sich zwar in die Enge getrieben; er hatte ja sein Interesse nicht verbergen können; aber der Eifer, der aus diesen bitterbösen Vorwürfen darüber sprach, schmeichelte ihm vielmehr, als daß er ihn hätte verletzen sollen. Die junge Freundin verrieth ihm damit ein Geheimniß, das er gar zu gern längst gewußt hätte, daß er auch wohl merken, aber doch so nicht hatte durchschaun können; und er dachte bei sich: „Wären wir doch allein! Dies Schmollen sollte mich prächtig vorwärts bringen! Wie glücklich bin ich, daß sie mich dafür ausschilt! Wenns nur der Alte nicht gehört hat; es ist ein Glück, daß er nicht mehr so scharf hört, als bei Bellealliance!“ Dabei schwieg er eine Zeit lang; endlich in der Verzweiflung, wie er sich weiß waschen sollte, fuhr er heraus: „Nun, wenn Einer der Räuberbraut ins Netz gefallen ist, so ist es doch sicherlich der arme Max; ich bin nur so ein Beiflüchter!“

„„Wie der Staar von Segringen!““ rief sie lachend aus. „„Nun, es ist immer noch das Beste,““ setzte sie wie halb versöhnt hinzu, „„wenn man den Schaden doch eingesteht, den man angerichtet!““

Hier waren sie bei des Generals Wohnung angelangt, und Nostis empfahl sich mit einem schüchternen Händedruck, den die zürnende Göttin nicht zu bemerken schien und natürlich sonst niemand bemerken sollte.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen trieb es Max unwiderstehlich zur Bianca. Er fühlte sich schuldig und wußte nicht warum. Was hatte er denn gethan? Und doch ahnte ihm, wie unglücklich er das gute Kind gemacht haben müsse. So wie also das Frühstück vorüber war, und es die Sitte irgend erlaubte, eilte er zu Gerhards, angeblich um den Besuch zu machen, den er ihnen immer noch schuldig war, in Wahrheit, um die Bianca zu versöhnen.

Er fand die Gerhards beide nicht zu Hause.

Wozu wäre auch der Gott der Liebe, wenn er den Seinigen nicht durch solche Gelegenheiten beistehn wollte!

Die Thüren der Zimmer standen offen, die Fenster waren grün geblendet gegen die Sonne, eine sanfte Musik leitete ein schwermüthiges Lied ein, worin Bianca ihrem Kummer Worte gab. Max blieb in der Thür stehn und störte sie nicht. Er hörte ihr so gerne zu. Dies war aber Alles gar zu trübe. Ihr schwarzer An-

zug paßte dazu und fast verdeckten ihre reichen Locken auch noch den jugendlich leuchtenden Nacken, wie sie wiederholt und wiederholt ihr „Vergiß mein nicht!“ sang, oder vielmehr wie eine Nachtigall in das stille Halbdunkel hinflötete, und man wußte manchmal nicht, ob sie es noch sang oder im Gewühl der sanften Trauertöne verhallen ließ, mit denen sie sich begleitete.

Der Nachklang von gestern! Die Klage über Max!

Ueberwältigt von der Macht des Augenblicks hielt er sich nicht länger und mit dem Ausruf: „Nein, ich vergesse Dich nicht, Bianca, hier bin ich!“ eilte er heftig bewegt zu ihr heran.

Aber sein plötzliches unerwartetes Dreinfahren hatte sie so erschreckt, daß sie einen lauten Schrei that, aufsprang und beide Hände, wie zur Abwehr gegen ihn ausstreckte.

So standen sie sich gegenüber. Max näherte sich und ergriff ihre Hand.

„„O Max, wie hast Du mich überrascht!““ rief sie aus, schlug die langen Wimpern ihrer dunkeln Augen nieder und zitterte vor Aufregung und Freude. Sie konnte ihr Glück nicht fassen. Sollte sies nur glauben? Hatte er wirklich die Worte gerufen, die sie gehört, oder war es immer nur wieder Spiel und Musik?

„Bianca, meine Bianca“, fragte Max, „hab' ich Dich erschreckt? Kanntest Du denn meine Stimme nicht?“

„„O, ich kannte sie wohl; und erschrak, weil ich Dich nicht erwartete, ja, weil ich fürchtete, Deine Gedanken wären ganz wo anders, als bei mir.““

Max führte sie zu einem Sitz. Er behielt ihre Hand und sagte: „Du hieltst mich gewiß für lieblos, kalt und treulos; aber das Alles bin ich nicht, und war es auch nie, glaub' es mir. Neulich Abends, als ich zu Hause kam, fehltest Du mir so sehr! Ich konnte es nicht verbergen und machte der Mutter Vorwürfe darüber, daß sie Dich habe ziehn lassen; und der Vorfall von gestern hat mich nicht schlafen lassen. Es wurde mir bald klar, ich hätte Dir etwas abzubitten. So komme ich nun gleich und will Dir nur sagen, daß ich Dich wahrlich nicht vergesse und Dir auf ewig angehöre, wenn Du mich willst. Nun sage, was sollen wir thun? Ich bin noch so jung und habe noch gar nichts in der Welt ausgerichtet; dazu bin ich Soldat und habe immer nur auf Gefahren zu rechnen. Du hingegen bist schon eine berühmte, selbstständige, viel verehrte Dame. Wie sieht es wohl aus, wenn ich Dir meine Hand anbiete? Und doch sehe ich nicht, wie ichs nur einen Augenblick verschieben kann, damit Du mich nicht für ganz gefühl- und treulos hältst."

Er schwieg und sah sie fragend an; aber so glücklich sie war, reden konnte sie nicht. Als aber ihre Blicke sich begegneten, konnten Beide nicht widerstehn. Sie fielen sich in die Arme und hielten sich, als wollte eine feindliche Gewalt sie von einander reißen.

„Dein auf immer!" rief Max, und besiegelte seinen Schwur mit einem Kuß, dem ersten, den er je auf ihre Lippen gedrückt, denn er war immer ein mädchenscheuer Bursch gewesen.

„„Ist es nur wahr?““ erwiderte sie schüchtern; „ist es kein Traum, kein Spiel der Musik? Und was werden Deine Aeltern dazu sagen?““

„Das hab' ich wohl bedacht, liebe Bianca", fuhr er ganz weise fort, „wir müssen unser Geheimniß sorgfältig bewahren; denn sie werden sagen, ich sei noch zu jung. Du mußt mich also, wie eine unreife Traube noch etwas an der Sonne hängen lassen; älter werd' ich schon werden. Aber ich konnte Dirs unmöglich länger verbergen. Als ich Dich nur Einen Abend nicht zu Hause fand, fühlte ich mich schon beunruhigt und elend allein. Da konnt' ich mirs denken, wie Dir zu Muthe sein müßte. Und warum sollten wir Beide uns abhärmen und unglücklich bleiben? Wir wollen ja nur ganz gewiß und treulich einander gehören."

„„Du sprichst so klug, daß ich Dich ganz begreife““, sagte sie. „„Ja, ich war sehr unglücklich und fühlte mich so ganz und gar verlassen, als Du und als Ihr alle gestern Abend von mir gingt. Heute morgen sind nun Gerhard's in Geschäften fort; da wurd' es noch ärger, bis““ —

Hier trat die Gerhard ins Zimmer.

Bianca stellte Max vor und sagte: „er habe sehr bedauert, sie und ihren Gemahl nicht zu Hause gefunden zu haben" — —.

„„Das soll ich Dir doch nicht etwa glauben, liebe Bianca?““ unterbrach die Gerhard sie schalkhaft; und Max, der wohl sah, daß sie Alles errathen habe, trat

rasch dazwischen, küßte der Gerhard ehrerbietig die Hand und sagte: „Frau Gerhard, Sie kennen doch den kleinen Max noch, den Sie so oft mit Knochen der Heiligen aus Ihrer eignen Zuckerbäckerei gepflegt? Und ich kam wirklich, um feierlich und dankbar unsre Bekanntschaft zu erneuern, wenn Sie es mir erlaubten. Nun haben wir freilich Ihre Abwesenheit benutzt, und Sie haben uns dafür überrascht. Ja, sie ist seit wenig Augenblicken meine Braut. Aber wir wollen unser Glück noch geheim halten. Sein Sie unsre Vertraute, wie Sie immer unsre Beschützerin waren. Unsre Gründe sollen Sie alle hören."

Bianca war mit dieser Wendung sehr zufrieden und fiel gleich ein: „Ach ja, Du Liebe, das konnte ja gar nicht anders sein; mit Ida ist es freilich ebenso. Was sagst Du, Max?"

„„Sprich Du mit ihr, Bianca. Mehr können wir aber auch jetzt nicht thun; Du wirst schon sehn, wie es kommt.""

„O ängstige mich nicht mit neuen wilden Plänen. Die Kugel, die Dich träfe, tödtete auch mich!" rief Bianca aus.

Nun, das fängt gut an, dachte Max; die Gerhard aber tröstete Bianca und sagte: „fürchte Dich nur nicht ohne Noth, liebes Kind. Sie rasseln viel mit dem Säbel, ziehn ihn aber doch nur selten aus der Scheide!"

Max hatte sich, wie gewöhnlich, mit Nostis verabredet. „Ich muß jetzt zu Nostis, bringe Dich aber

vorher zur Ida; denn die willst Du jetzt ja doch sprechen", scherzte Max mit Bianca. Als sie gingen, lud die Gerhard ihn ein, sie manchmal Abends zu besuchen und versprach ihm auch Zuckerwerk, wenn er käme.

Achtes Kapitel.

Mit unbeschreiblicher Ungeduld hatte Nostis seinen Freund Max erwartet. Er war sonst immer so pünktlich; was konnte ihm diesmal in die Quere gekommen sein? Und grade heute hätte er ihn so gerne früh Morgens schon gesprochen. Er wünschte durch Max die Familie Löffling zu einem Ausfluge nach Frascati und dem Monte Cavo, dem alten Mons Latinus zu bewegen. Eine Landpartie konnte seine Pläne fördern.

Als Max endlich erschien, berichtete er ihm, was ihm gestern mit Ida begegnet war und schloß mit den Worten: „steh mir bei, Max, daß wir es zu einer Landpartie bringen, wo ich Gelegenheit finden mag, ein paar Worte unter vier Augen mit ihr zu wechseln."

Max lachte heiter dazu und brach heraus: „„Das geht ja Schlag auf Schlag! Denke Dir, Bruder, ich habe mich eben mit meiner Bianca verlobt"" —

„Das hast Du gethan?" —

„„Und hätte gedacht, ich könnte noch in fünf Jahren an so etwas nicht denken; aber dieser Auftritt

mit der Nora ließ mir keine Wahl; die Bianca war zu unglücklich; ich mußte sie beruhigen: entschlossen war ich ja doch schon längst.""

„Du Glücklicher!" rief Rostis, „aber da wirst Du ein Herz für meine Lage haben, und mich nicht wieder damit aufziehn."

„„Weißt Du was? Wir nehmen zwei Miethwagen; — Einer ist ja nicht genug; denn wir sind sechs mit der Bianca, die zu Hause ist; — und fahren gleich bei den Alten vor. Die Frauen haben wir auf unsrer Seite, und den Papa werden wir schon breit schlagen. Wir junges Volk können ja zusammen fahren und die beiden Alten ganz gemächlich allein; so kommst Du vielleicht mit Ida in den nämlichen Wagen; ist Dir das recht?""

Sie sprangen gleich jeder in einen Wagen auf der Piazza d'Espagna und fuhren hin. Auch willigte der General schmunzelnd und ohne Widerrede in die Ausfahrt. Er hatte von seiner Julie und die Julie von der Ida und die Ida von der Bianca das Geheimniß des Tages gehört und nur den Ausruf gethan: „Hat der Junge den Muth gehabt? Ich dachte schon, er würde all sein' Lebtag' ledig bleiben. Ich wette Dir, Julie, er hat ihr noch keinen Kuß gegeben!" —

„„Ach, Ludwig, wie kannst Du nur"" — —

„Nun, wir wollen uns stellen, als merkten wir gar nichts, — so werden wir sie am Ende Beide in Verlegenheit setzen. Wir sollen also die Verlobung in

Frascati feiern, ohne etwas davon zu wissen. Das begegnet einem gestrengen Familienhaupte nicht alle Tage. Schon der Seltenheit wegen müssen wir einwilligen. Moritz soll etwas Vino d'Asti und Orvieto in den Wagen stellen."

Julie schalt ihn noch ein wenig aus, daß er über so ernste Dinge so leichtfertig reden könnte; die Fahrt wurde aber bewilligt.

„Warte", rief der General ihr nach, als sie gehn wollte, „sag' ihnen, ich käme gleich und wünschte mit den Herren in dem zweiten Wagen zu sein, ihr Frauen könnt den ersten nehmen!"

Er hatte seine Gründe für die Anordnung.

„Es ist gottlos genug", sagten die Mädchen, „aber wir dürfen uns nichts merken lassen."

So fuhren die Damen unter vertraulichen, die Männer unter gelehrten und politischen Gesprächen durch die Campagna bei manchem berühmten Denkmal alter Zeit vorüber aufs Albanergebirge zu.

Am Fuße des Lateinerbergs, des Monte Cavo, wo es zum Kloster hinaufgeht, mit dem dieser, wie so mancher andre schöne Punkt Italiens besetzt ist, beginnt die alte römische Triumphatorenstraße, die zum Tempel des Jupiter Latinus führte, aber für einen heutigen Wagen etwas zu steil und für die Pferde mit ihrem altrömischen, unregelmäßig behauenen Pflastersteinen eigentlich zu glatt ist. Die Gesellschaft verließ daher ihre Wagen am Fuß des Berges und begann hinaufzusteigen.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl setzten sie den Fuß auf das wohlerhaltne uralte römische Pflaster der Via triumphalis; aber dies Gefühl hielt nicht lange vor, die jungen Leute verfielen bald auf andre Gedanken und ließen das alte Paar unter Moritz' Obhut. Die Mädchen liefen nach Blumen — sie hatten Sammlungen, in denen alle merkwürdigen Plätze, die sie besucht, durch Blumen vertreten waren — und nach Laub zu Kränzen in die Büsche, die den Weg einschließen; Max und Rostis folgten mit ihren Federmessern, um die Zweige abzuschneiden, die den Mädchen gefielen. Erst halfen sie ihnen zu ihren Sträußen; dann entspann sich bald ein Haschen und Verstecken; und zuletzt sah man sie weit voraus Reigen- und Kettentänze aufführen.

„Sie sind sehr glücklich, Ludwig; das erinnert uns an frühere Zeiten!" sagte die Generalin, ruhte ein wenig aus, schöpfte Athem und beneidete das junge Volk um ihre kräftigen Lungen und Füße.

„„Sie sind nicht nur glücklich, sondern auch schlau, denn sie wollen offenbar allein sein und wissen recht gut, daß wir Alten diesen steilen Berg nicht hinauftänzeln können, wie sie!" erwiderte der General.

Seine Befürchtung war nur zu wohl begründet. Dies ungünstige Terrain brachte ihn um die Früchte seiner Kriegslist, womit er die Wagen zwischen Männer und Frauen getheilt hatte.

Oben angelangt fanden sich die triumphirenden jungen Paare zusammen; es galt aber weniger dem

Jupiter Latinus, als dem Gott Amor ein Opfer darzubringen. Bianca war ausgelassen vor Freude; man erkannte die sehnsüchtig schwermüthige Nachtigall nicht wieder in diesem Schalk der durch die Büsche schlüpfte mit vollen rothen Backen wie eine ländliche Schöne aus Rocca di Papa.

Ida war wie die Morgensonne. In blauer Seide mit weißem Sonnenschirm nahm sich das blonde stattliche junge Mädchen verführerisch aus. Auch ihr hatte das Haschen und Tanzen die Via triumphalis hinauf die Wangen geröthet, und erst an Nostis Arm schöpfte sie nun wieder Athem.

Beide standen oben am Rande des ehrwürdigen Lateinerberges und blickten hinunter nach Rom, das seine mächtige Kuppel aus der Ebne erhob, und blickten hinüber auf's Meer — nach Elba; ja, bis nach Ischia und der Solfatara vor dem Pausilipp und Neapel trug der Blick; so hell war die wassergeschwängerte Luft des meerumflossnen herrlichen Landes.

„Dort ist die Bucht von Bajä!“ sagte Nostis.

„„Der Schauplatz Ihrer Kriegsthaten!““ erwiderte Ida schmeichelnd.

„O ich wollte all diesen Siegesruhm, so theuer er mir ist, darum geben, Fräulein Ida, wenn ich hier auf der alten Triumphatorenstraße keine Niederlage erlitte. Sagen Sie mir, daß ich von meinen knappen Kameraden aus dem Palazzo Caffarelli nichts zu fürchten habe!“

Dabei wagte er ihr die schöne Hand herzlich zu

drücken, und als sie sie nicht zurückzog, obgleich sie nicht antwortete, fuhr er fort: „Ich bin eifersüchtig auf jeden Blick, den Sie ihnen gönnen, und fürchte, daß Ihr Herr Vater kommt, ehe ich Ihr Wort habe!“

„„Sehn Sie ihn?““ fragte Ida erschrocken, und vergaß, wie viel sie damit verrieth.

Nostis umarmte sie; und ein rascher Kuß, den sie hinnahm, war ihr Jawort.

„O welch' ein Glück,“ rief er aus, „und welch' ein herrlicher Augenblick!“ Er hielt sie, als wollt er sie nie wieder frei lassen. So hing er an ihrem Munde.

„„Beherrschen wir uns!““ sagte sie rasch, sowie sie vor Küssen zu Worte kommen konnte; „„mein Vater ist noch lange nicht darauf gefaßt. Er darf uns hier so nicht überraschen!““

Sie gingen ins Kloster hinein, suchten Max und Bianca, riefen laut nach ihnen, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, in einer möglichst unbefangnen Verfassung angetroffen zu werden, wenn die Aeltern heraufkämen. Sie mußten nahe zur Hand sein; und seinen Verdacht hatte der General heute morgen deutlich genug ausgedrückt, als er die jungen Leute nicht zusammen fahren ließ.

Neuntes Kapitel.

Beppo verließen wir auf der Straße nach Albano und Velletri. Hatte er Nora im Wagen des Vetturino Badi nicht entdeckt, so jagte er ihr nur desto eifriger nach durch die berühmten Pontinischen Sümpfe über Terracina bis Sonnino.

Hier erfuhr er nun schon in der Osteria, ehe er zu den Badelinis kam, daß sie Sonnino verlassen habe; und das Gerücht ging, sie sei nach Campodimele auf den Nebengrat im Neapolitanischen. Dort werde sie bei ihren Verwandten, den Genifredi's, eingekehrt sein.

Der Capo Banda war sehr ärgerlich. Dort, dachte er, glaubt sie mit meinem Gelde sicher zu sitzen.

Fast wär' er über Hals und Kopf nach Campodimele gehetzt. Da fielen ihm die Bersaglieri ein, die verwünschten Scharfschützen. Die durchstreiften den Kamm, an dem das Städtchen lag; sie fackelten nicht, wenn sie einen päpstlichen Räuber erwischten, und er beschloß, doch erst die Familie Badelini zur Rede zu setzen. Dazu war er ja nach Sonnino gekommen.

In dieser Stimmung trat er bei dem alten Badelini ein, den Hut auf dem Kopf, den Aerger drin.

Der stattliche Alte war in Hemdsärmeln bei der Gartenarbeit. Wenig überrascht von Peppo's Besuch, den er erwartete, und nicht im mindesten erschrocken, lud er ihn ein, sich an den Gartentisch zu setzen und ein Glas Landwein mit ihm zu trinken.

Ohne auf die Artigkeit des alten Herrn zu antworten, fuhr Peppo heraus:

„Wo ist meine Frau, Signor, und was hat sie mit meinem Gelde gemacht?"

„„Ihr meint die Nora, Padrone Capo"", erwiderte der Alte; sie wollte zu den Genifredis nach Campodimele. Auf einen Brief von dort ist sie denn auch abgereist. Für Euch hat sie mir den Schlüssel zu Eurem Zimmer hinterlassen. Was darin sei, gehöre Euch. Hier, nehmt!""

Mit diesen Worten hielt er ihm den Schlüssel hin.

Peppo war wie versteinert vor Erstaunen. Also hatt' ihn der Monsignore Merluzzo falsch berichtet.

„Signor Badelini, ist es denn nicht wahr?" fragte er und nahm seinen Hut ab, „ist mir die Nora nicht durchgegangen?"

„„Sie wollte nichts mehr von Euch wissen, Padrone Capo, aber Euer Geld, sagte sie, hätte sie nicht angerührt. Ihr findet es, wo Ihr es niedergelegt habt," fügte der alte Badelini trocken hinzu und hielt ihm den Schlüssel noch immer hin.

Peppo nahm ihn dem alten Herrn langsam aus

der Hand, legte den Calabreser auf die Bank und ging hinauf. Der Alte langte sich den Spaten wieder vor und grub fort, als ob nichts vorgefallen wäre.

Peppo war unterdessen hinaufgegangen. Er vertiefte sich in seine Schätze und war immer von neuem überrascht, wie er sich mehr und mehr überzeugte, daß Nora nicht das Geringste angerührt hatte. Sein Gedächtniß diente ihm zur Musterrolle der Gegenstände; und mit räuberischem Behagen erinnerte er sich der Ueberfälle und Scharmützel, in denen er sie erobert. Als er an die Koffer der Garibaldiner kam, regte der von Max seine Eifersucht und seinen Aerger auf.

„Ich gab ihr seine volle Börse ohne sie anzusehn. als sie ihn uns in die Hände geliefert. Das war nicht karg. Und dafür verläßt sie mich und wirft sich dem Milchbart an den Hals! O Nora! O Nora!“ raf'te er vor sich hin.

Er versah sich mit Gelde, verfügte über das Uebrige und sandt' es nach Rom in die Kätzchen an Giuseppe.

Dem alten Badelini wünschte er sich dankbar zu beweisen, konnte ihn aber zu nichts weiter bewegen, als daß er eine Miethe für das Zimmer annahm, das er als Peppo's Zimmer betrachtet habe, so. lang' er in Rom gewesen.

Badelini war froh, daß er so glimpflich davon kam und der Rache des Gewaltthätigen entging. Greppo konnte sich sein Betragen nicht erklären, eben so wenig, als er Nora's Verfahren mit seinem Raube oder, wie

er sich ausdrückte, seinem Eigenthum, verstand. Warum hatten sie sich nicht Beide mit sammt seinen Schätzen nach Campodimele aus dem Staube gemacht? Warum nicht nach Rieti oder gar nach Florenz?

So sehr er nach der Nora verlangte, so hatte ihn sein gerettetes Geld doch beträchtlich getröstet, und er schrieb an sie, anstatt sich selbst in die Höhle der Scharfschützen zu wagen. Was es eigentlich mit ihr werden sollte, das wußte er selbst nicht; und je mehr er darüber brütete — und das that er auf dem ganzen Wege nach Rom zurück — desto mehr ging es ihm zu Herzen, daß sie ihn mit all' seinem Reichthum gegen seinen Gefangnen zurückgesetzt; seine Leidenschaft für die Nora und eine glühende Eifersucht gegen Max fachte sich von neuem in seiner Brust an. Es war schon gut, sie hatte ihm seine Baarschaft nicht genommen, aber die Befreiung des jungen Löffling hatte ihn ja um viel mehr gebracht, als er besaß. Nun war Max in Rom, mit dem Könige von Neapel war der Tanz aus, so lange seine Musikantin, die junge Königin, ihm nicht aufspielte, aber Max war ihm vielleicht mehr werth; und er war wirklich im Bereiche der heiligen Stadt; der Räuber hatte ihn ja selbst vom Corso aus gesehn; er kannte ihn. Warum sollte es ihm nicht möglich sein, den Garibaldiner noch einmal in seine Gewalt zu bekommen? Er machte Pläne; er wiegte sich in Träumen und Phantasien. Im Albanergebirge nicht weit von Palombara liegt ein Oertchen Bocca Giovane. In dem hatte er auf seinem letzten

Zuge oder vielmehr Rückzuge aus den Abruzzen Verbindungen angeknüpft und so beschloß er nun, sich dort ein Versteck einzurichten, wohin er Max entführen könnte, wenn es ihm gelänge, ihn in seine Gewalt zu bringen. Er hielt es für eine Ehrensache und für süße Rache, seinen Kopf durchzusetzen und das Lösegeld für den Garibaldiner doch noch einzutreiben. Und war er erst so reich, als jetzt der Padrone, dann würde die Nora sich wohl wieder zu ihm bekehren. „Der Padrone Lofflingo wird sich wundern!“ rief er vor sich hin und schlug sich vor Vergnügen auf seine stramme Lende. Der Schlag schallte so kräftig, daß sein Pferdchen im Galopp mit ihm davon eilte.

Mit solchen Gedanken und Gefühlen war er auf dem Wege nach Rom. Die heilige Stadt lag erröthend im Schimmer der Abendsonne, als der Räuberhauptmann mit seinem Phaeton zur Porta San Giovanni herein an der Basilica des Laterans vorbeifuhr.

Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

In den Abendgesellschaften des Generals Löffling konnte es den jungen Leuten aus dem Palazzo Caffarelli, die sich um Ida bemühten, nicht lange verborgen bleiben, daß etwas vorgegangen war, was ihnen die Aussicht auf Erfolg sehr trübte. Sie brauchten Nostis nur einmal mit Ida's Begleitung singen zu hören, sie brauchten nur zu beobachten, wie der Zufall immer dieselben Paare zusammenführte, und wie die jungen Damen, sobald der General hinlänglich ins L'hombre vertieft war, Tausendschönchen und ähnliche Blumen leer zupften, Sprüche dazu lispelten und eifrig von ihren begünstigten Verehrern dabei beobachtet wurden; und sie mußten die neue Lage der Dinge gewahr werden.

Es war also wohl das Beste, wenn man die Glücklichen trennte; und eines Abends nach dem Spiel hatte der General eine vertrauliche Mittheilung des Grafen ....x entgegenzunehmen, die ihn sehr bedenklich machte.

Als die Gesellschaft vorüber war, wurde Max in das Studirzimmer gerufen, und der General begann:

„Ich höre soeben, die Päpstliche Regierung hegt den Verdacht, und im Palazzo Caffarelli glaubt man daran, daß verschiedne Garibaldiner, und namentlich Du und Nostis, mit der heimlichen Römischen Regierung in Verkehr und Verschwörung sind. Wenn irgend ein Grund zu dieser Annahme vorhanden ist, so finde ich Euch hier ernstlich gefährdet nnd würde lieber dazu rathen, die Höhle des Löwen zu verlassen, ehe er zuspringt und Euch erhascht. Was sagst Du dazu, mein Sohn?"

Max hielt den forschenden Blick seines Vaters ruhig aus und erwiderte: „„Der Verdacht liegt nahe, lieber Vater, und wir haben ja auch gleich von Anfang an darüber gesprochen und die Herrn von der Gesandtschaft davon zu heilen gesucht. Jetzt finden wir nur unsre Vermuthung in eine Thatsache übersetzt; und ich kann mir denken, daß man uns los sein will. Sie gönnen uns die Malaria*) ihres Rom's nicht.""

„Es ist sehr möglich, daß es nicht viel auf sich hat, auch finde ich, daß sie nichts weiter wissen wollen, als, Ihr hättet geheimen Versammlungen beigewohnt und Verkehr mit einem Bolognesер, den sie schon seit vielen Jahren als Mazzinisten und Carbonaro auf der Liste haben. Den wollen sie mit Euch in der Villa Borghese gesehn haben" — —

Max brach in ein Gelächter aus, um sein Erstaunen und seine Verlegenheit zu verbergen und rief aus: „„Ist es möglich? Nun, wenn alle Leute so harm-

---

*) Schlechte Luft, Fieberluft.

los sind, als dieser Maccaronihändler aus Bologna und unser Zusammentreffen mit ihm in der Villa Borghese, so braucht sich Se. Eminenz wahrlich nicht zu beunruhigen"" — —

„Du siehst also doch", unterbrach ihn der Alte, „mit welchen Argusaugen sie Euch selbst ins Grüne gefolgt sind!"

„„Hm! das seh' ich"", erwiderte Max, und ging doch ein wenig beunruhigt zu Bett.

„Es ist ein verwünscht schlüpfriger Boden, dieses Pflaster der heiligen Stadt Rom!" dachte er bei sich; aber es fiel ihm nicht ein, darum Rom und seine Bianca zu verlassen. An Peppo dachte er kaum, und wenn er an ihn dachte, so hielt er seinen Pistojesischen Dolch und einen guten Kolt'schen Revolver für ausreichenden Schutz.

Max war unbefangner über die Verhältnisse, als zu seiner Sicherheit gut war. So hatte er keine Ahndung davon, daß bei dem Auftritt mit Nora im Theater Bianca keineswegs die einzige Person gewesen war, die seinen Antheil an der schönen Sonninerin mit Eifersucht beobachtet und den ganzen Vorgang mit dem besten Opernglase genau verfolgt hatte. Wie der General den Blumenstrauß des Cardinals, so hatte der Cardinal den lebhaften Antheil der Loge des Generals an Nora's Auftreten bemerkt. Es wurde ihm Alles klar. Er zog seine Schlüsse und sah den tiefen Eindruck, den der junge Löffling auf die schöne Badelini gemacht haben müsse.

Er besprach die Sache mit dem Monsignore Matteucci. Dieser ging noch einen Schritt weiter. Er fand, daß es unverschämt sei, wenn diese Garibaldiner sich öffentlich im Theater zeigten; man könne sie unmöglich länger in Rom dulden. Es liege genug gegen sie vor, und das Einfachste wäre, sie fortzuschicken. Man müsse mit ihrer Gesandtschaft sprechen.

Der Cardinal zögerte. Der Monsignore aber wußte nun, worauf er loszusteuern hatte.

So standen die Sachen, als Peppo in Rom eintraf.

Zweites Kapitel.

Erhitzt gegen seinen Nebenbuhler Max, eilte er sogleich zum Monsignore Matteucci. In den Monsignore Merluzzo hatte er alles Vertraun verloren, seit der ihm die Nora verleumdet hatte; und fast war er geneigt, ihr Maxens Befreiung zu verzeihn, wenn er sie nur wieder gewinnen könnte. Dabei schien ihm aber dieser junge Lofflingo ernstlich im Wege zu sein. Und nun war ihm noch der Auftritt im Theater und die Ohnmacht der Nora bei dem plötzlichen Anblick des jungen Mannes unbekannt. Wenn er dies erst erfuhr, mußte er rasend werden.

Voll von den angeregten phantastischen Leidenschaften eilte der Wüste zu dem Polizeiherrn. Er hielt dem Monsignore Matteucci eine patriotische Rede gegen die Unverschämten, die aus dem Neapolitanischen Feldzuge gradher nach Rom kämen und hier für Garibaldi Geschäfte machten.

Der fromme Mann hörte dem getreuen Sohn der Kirche schmunzelnd zu, und ganz gerührt von der tugendhaften Rede des „Hornisten Greppo“ erwiderte

er, nachdem er eine Prise aus seiner goldnen Dose genommen hatte: „Mein lieber Sohn, was Du da sagst, ist sehr wahr; der heilige Vater und Seine Eminenz finden es auch. Da fällt es mir nun ein, wenn ich Dich so betrachte, daß, es Dir, bei der Stärke Deines Körpers und bei der Schlauheit Deines Geistes, wohl gegeben ist, den Störenfrieden, die hier in der heiligen Stadt nichts zu suchen haben, das Handwerk zu legen. Sie kommen hier mit andern ihres Gelichters zusammen, manchmal in der Stadt, manchmal in der Campagna. Wir suchen sie dabei zu ertappen und das Nest auszunehmen. Da scheinst Du mir nun grade der rechte Mann dazu zu sein. Ich will Dich daher in unsre außerordentliche Polizei aufnehmen eigends zur Gegenwirkung gegen diese Umtriebe der Feinde unsrer heiligen Sache. Ich ernenne Dich zum Wachtmeister. Ihr tragt aber nur Medaillen, keine Uniform. Wirb Dir Deine Leute an, und stellt Euch mir zur Verfügung."

Der Monsignore gab ihm die Medaille der geheimen Polizei und versah ihn mit Werbegeld. Peppo war entzückt über die Ernennung. Sie gab ihm alle Mittel zu seinem Plan in die Hände. Schon sah er die Garibaldiner aufgehoben, sie bei Bocca Giovane in Gewahrsam gebracht und das Lösegeld von dem alten General in seinen Koffer klingen.

„Und diesmal schneid' ich ihm ein Ohr nach dem andern ab, wenn der alte Geizhals nicht gleich mit dem Baaren herausrückt!" So gelobte er sichs schon im Voraus.

Voll von den neuen Banditen-Plänen, die nun so hübsch mit dem Sbirrendienst verquickt waren, erschien Peppo in den Kätzchen, wo indessen seine Schätze aus Sonnino angekommen waren, warb Giuseppe sogleich zum spähenden Mitgliede an, theilte ihm den ganzen Feldzugsplan mit und nahm sodann die Wagen- und Pferdeverleiher aufs Korn, die der General beschäftigte, um in den Ställen Nachricht von den Ausflügen der Familie zu erhalten. Daran knüpfte er seinen Privatplan mit Bocca Giovane, den er aber keinem Menschen mittheilte, um den sichtbaren Wachtmeister und den unsichtbaren Räuberhauptmann desto besser in seiner vierschrötigen Person zu vereinigen.

Diese Pläne waren natürlich für die jungen Leute von der Familie des Generals und ihre längst verabredeten Fahrten nach Tivoli und Frascati äußerst gefährlich und entwickelten sich mit reißender Schnelligkeit. Peppo wollte sich seine Beute nicht etwa durch Zufall entschlüpfen lassen. Und gegen eine bewaffnete Macht, wie er sie jetzt wieder in Bewegung setzen konnte, waren die kurzen Waffen, auf die Max und Nostis sich gegen Straßenanfälle gerüstet hatten, bei weitem nicht ausreichend. Das Unwetter zog sich verderbendrohend über ihnen zusammen.

Drittes Kapitel.

Als Massarenti desselben Abends zu Hause kam, brannten die Lichter in den Häusern nur noch spärlich. Mit der Hand am Dolche, den er unbefangen in der Hosentasche führte, ging er auf das Portal des alterthümlichen Hauses an der Piazza Navona zu, das er bewohnte. Da trat ihm eine Gestalt aus dem Schatten entgegen: „Komm rasch mit hinauf, Cesarino“, flüsterte ihm Giuseppe zu, „ich habe Dir was zu sagen.“

Sie zündeten kein Licht an. Die Straßenlaterne war ihnen genug. Als sie sich gesetzt hatten, begann Giuseppe: „Es ist ein wahrer Segen, daß dieser Peppo mir unbedingt traut. Stell Dir vor, der Monsignore hat ihn zum Sbirrenchef gemacht, und er kam mit der ganzen Tasche voll Scudi zu mir, die er eben als Handgeld eingesackt. Ueber Nacht thut er kein Auge zu, und ich weiß nicht, ob er Euch nicht gleich in Euren Betten überfällt.“

„„Was Du sagst? Hm! Nun?““ unterbrach ihn

Massarenti und nahm im Eifer seine Cigarette aus dem Munde; so horchte er zu!

„Nun ja, an Dich denkt er grade nicht; aber dem jungen Lofflingo — so heißt er ja wohl — dem Sohn des deutschen Generals, dem will er zu Leibe. Er hat mir nicht Alles gesagt, aber grade genug, daß ich keinen Bajocco für den Kopf des jungen Menschen gebe, wenn wir nicht Gegenmaßregeln ergreifen. Ist er noch in Rom?“ fragte Giuseppe.

„„Er geht des Tags nicht mehr aus. Die Gesandtschaft hat ihn gewarnt““, erwiderte Massarenti.

„Die Gesandtschaft weiß lange nicht Alles. Sie weiß nichts von der Eifersucht einer hohen Person; sie weiß nichts von der Saltarellotänzerin; sie weiß nichts von dem ganz unpolitischen Eifer des Monsignore, den diese kleinen Begebenheiten angefacht haben: aber ich habe dies Alles aus bester Quelle, mein Sohn. O, Giulio Cesare Massarenti, welch' eine Cloake ist unser Rom, und wann werden wir den Tag des Gerichts erleben?“ Sein Eifer führte Giuseppe ganz ins Allgemeine, und einen Augenblick vergaß er unsre jungen Freunde über seinem patriotischen Kummer.

„„Und unsre Freiwilligen?““ fragte Massarenti. Giuseppe sprang auf, als würd' er gestachelt.

„Ja! das ist unsre nächste Sorge. Du hast Recht. Sie sind heute Nacht nicht mehr sicher; morgen wären sie verloren.“

„„Gut! ich will das besorgen, Giuseppe,““ erwiderte Massarenti, zündete seine Cigarre wieder an, setzte einen

andern Hut auf und eilte fort. Giuseppe folgte ihm langsam; und in verschiedner Richtung verhallten die Tritte der beiden Männer in den einsam gewordnen Straßen Roms.

Viertes Kapitel.

Spät in der Nacht klingelte es an Nostis' Thür. Er zündete Licht an, warf sich rasch in die Kleider und öffnete, den Revolver in der Hand. „Gut Freund!" rief ihm Massarenti zu, denn er war es. — „Ziehn Sie sich rasch vollends an. Wir reiten sogleich, und lassen Ihre Sachen gepackt zurück!"

„„Was ist denn los?!"" fragte Nostis ärgerlich, zog sich aber doch an, indem er sprach: „„es ist doch kein falscher Lärm? Ich kann Ihnen sagen, Freund, ohne Noth möcht' ich Rom nicht verlassen. Das Gerede der Gesandtschaft bringt mich nicht in den Sattel. Wenn sie wirklich was wüßten, so sagten sie's nicht, darauf kenn' ich meine Landsleute.""

„Unser Schicksal hängt an einem seidnen Faden", antwortete Massarenti, „Sie wissen von unsrer Versammlung her, daß Giuseppe zur Republik hält. Nun ist er vor Kurzem von dem Capo Banda Greppo, den der Monsignore Matteucci zum geheimen Sbirrenchef gemacht, angeworben und ins Geheimniß gezogen wor-

den. Außerdem hat er seine Quellen im Vatican und in der Umgebung des Monsignore Matteucci, wo man ihm unbedingt traut. Nun, er ist selbst vor etwa einer Stunde bei mir gewesen und hat mir angezeigt, daß von morgen an eine starke Bande unter Greppo's Anführung uns Drei aufzuheben versuchen wird. Diese Nacht ist noch unser. Es wäre eine Thorheit, einem Anschlage die Stirn zu bieten, der mit solchen Mitteln durchgesetzt werden soll und nicht nur politisch, sondern auch sonst noch von Eifersucht und Raubsucht vergiftet ist. Ergebt Euch nur drein. Unterwegs will ich Euch mehr sagen. Wir reiten nach Rieti. Die Pferde finden wir bei dem Ponte Salaro. Bis dahin fahren wir. Holen Sie Ihren Freund nach dem Caffe Greco. Ich sorge dafür, daß es offen bleibt. Dort erwart' ich Sie dann mit dem Wagen."

Nostis ergab sich in diese Vorstellungen und eilte zu Max, wo Moritz ihm höchst verwundert über sein spätes Erscheinen die Thür öffnete. Er hat[illegible] größte Mühe, Max zum Mitreiten zu bewegen, besonders, da er das Nähere nicht so, wie Massarenti angeben konnte. Am Ende willigte der Widerstrebende ein, mit den Worten:

„„Nun, wenns falscher Lärm ist, so ist ja Rieti so weit nicht, und wir kommen wieder!""

Beide schrieben an den General und natürlich an die jungen Damen, erklärten sich über ihre plötzliche Abreise und hofften, die Trennung werde nur von kurzer Dauer sein. Moritz wurde mit der Besorgung der

Briefe beauftragt, die bis zum nächsten Morgen ruhen sollten, um das Haus nicht unnöthig in Aufruhr zu versetzen.

In Mäntel gehüllt gegen die Malaria der Campagna und ihre gefährlichen Nachtnebel rollten die drei Männer durch die stillen Straßen der ewigen Stadt zur Porta Salara hinaus und auf den Ponte-Salaro zu.

Max war nicht wenig erstaunt, als er das ganze Netz des Wahnsinns gewahr wurde, das ihm Massarenti enthüllte; und dabei blieb ihm immer noch das Aergste ein Geheimniß; denn von Bocca Giovane hatte Greppo wohlweislich keiner Seele etwas gesagt. So eilten sie dahin, erst zu Wagen dann zu Pferde.

Persönlich sind unsre jungen Freunde der Gefahr entgangen; aber ihr Schicksal droht noch immer mit herzzerreißenden schrecklichen Schlägen. Man wandelt nicht ungestraft unter den Trümmern Roms.

Fünftes Kapitel.

Die Aufregung, die Moritz am andern Morgen mit der Abgabe seiner Abschiedsbriefe hervorbrachte, war empfindlich. Die Mädchen erschienen mit verweinten Augen; die Generalin war niedergeschlagen und traurig: alle drei begegneten sich in dem Gedanken, daß ihr glücklicher Kreis durch einen rohen Eingriff unbefugter Gewalten zerrissen und eine harmonische Geselligkeit zu einem vorschnellen Ende gebracht sei. „Wo werden wir uns so wieder zusammenfinden?“ sagte die theilnehmende Mutter.

Erst als der General erschien, gewann die verständigere Auffassung ihrer Lage die Oberhand: „Kinder“, sagte der gelassen, „wir kennen Rom. Unter Umständen lebt es sich hier leicht; man fühlt sich zu Hause; es ist ein Ort für ganze Menschen; und es begegnet sich hier mancherlei. Aber einen Privatkampf unsrer jungen Freunde, angeblich mit den Sbirren, in Wahrheit aber mit den Räubern, solche An- und Ausfälle auf dem Corso oder auf der Piazza d'Espagna

konnten wir nicht wünschen. Auch der Gesandtschaft gegenüber war ihre Stellung unhaltbar geworden. Sie konnten sich ja schon längst bei Tage nicht mehr sehn lassen. Was sie ergriffen haben, ist also ohne Widerrede das Beste und es freut mich, daß ich sie nicht erst mit meinem Ansehn dazu zu bringen brauchte, daß ihre Abreise vielmehr ganz und gar als ihr eigner Entschluß dasteht."

„„Den sie offenbar mit großem Widerwillen gefaßt haben"", bemerkte Ida.

„Der ihnen ohne Zweifel leichter geworden wäre, meine Tochter, wenn wir zuerst aufgebrochen wären", erwiderte der General mit einer leichten Anspielung auf das offne Geheimniß, daß er hinter seinen L'hombre-karten vor, immerhin hatte belauschen können. „Nun, unsre Zeit wird auch kommen. Diese Aufschlüsse über die Politik des Monsignore Matteucci, die ich hier in dem Briefe des jungen Nostis finde" (Ida hätte ihn gar zu gerne gelesen. Was er wohl gesagt hatte?) „beunruhigen mich ein wenig, wenn auch mit Max der nächste Gegenstand dieser kleinlichen Kriegführung aus dem Wege geräumt ist."

Der General hatte also immer noch die Empfindung der Unsicherheit, obwohl er über die eigentlichen Absichten Peppos und alle Verwicklungen, die daraus noch folgen möchten, natürlich im Dunkeln war. Einiges haben wir selbst noch aufzuklären. Wir haben Nora über all den Ereignissen, die auf uns eindrangen, aus den Augen verloren. Ihre Muhme Genifreda stand

ihr treulich mit Rath und Erfahrung in der großen Stadt bei. Nach ihrem eigenthümlichen Erfolge mit dem Saltarello zeigte sich aber Nora wie verwandelt. Sie sah plötzlich ein, daß sie dort nicht hingehöre, sie wußt' es der Herzogin keinen Dank, daß diese sie aus der Verborgenheit hervor und in dies grelle Licht hineingezogen; und nichts in der Welt konnte sie bewegen, wieder aufzutreten. Was ihr erst ein glänzendes Loos geschienen, das erschreckte sie jetzt als eine unziemliche Blosstellung ihrer Person. Der Theater-Director war in Verzweiflung, das Publikum drängte. Wer den Saltarello gesehen hatte, wollte ihn wiederholt haben, wer ihn nicht gesehn hatte, wollte ihn sehn. Nora blieb unerbittlich. Endlich hieß es, man wolle sie gerichtlich anhalten, ihr Engagement zu erfüllen. Dies scheiterte aber an dem Einschreiten einer viel vermögenden Person, die ihr zu gleicher Zeit mit väterlicher Fürsorge zu einer eignen Unabhängigkeit verhalf. Sie wußte nicht, wie ihr geschah; die Muhme Genifreda aber wußte es offenbar; ihr schlaues Lächeln verrieth es. Am zuverlässigsten war aber Nora der ritterliche Schutz des jungen Belmontot, der ihr von dem Abende ihres Auftretens, ja von dem ihres Erscheinens bei der Herzogin Laura Carolini ein warmer Freund und Verehrer geblieben war. Es ist wahr, wenn sie sagen sollte, weswegen ihr das Ballet zuwider sei, so hatte sie's kein Hehl, sie könne den Gedanken nicht ertragen, Max möge unter den Zuschauern sein. Belmontot hörte dies Geständniß der Sonniner Unschuld zwar mit Unmuth;

aber die Gegenwart ist Königin, und seine Ausdauer siegte über die Gedanken der schönen Nora an den abwesenden Max, den ungetreuen Sohn des kalten Nordens; und am Ende gestand sie Belmontot, sie könne auch vor ihm nicht wieder auftreten.

Dies Verhältniß konnte natürlich der schlauen Herzogin Laura Carolini nicht verborgen bleiben und sie suchte es bei Seiner Eminenz gegen die arme Helena von Sonnino zu gebrauchen. Der Erfolg war nicht ganz der gewünschte. Seine Eminenz wurde durchaus nicht der schönen Badelini auffässig, — er überließ das der Herzogin, — sondern vielmehr dem jungen Belmontot, den er für äußerst unverschämt erklärte; und durch den Monsignore Matteucci erfuhr nun Peppo, was ihm zu wissen nöthig war, daß Belmontot die Nora in Rom verborgen halte, wenn er sie nicht gar zur Frau genommen.

Der Monsignore konnte sich eine Leidenschaft wie die des Capo Banda Greppo gar nicht denken. Er hatte einen verlierenden Hazardspieler vor sich und zugleich den beleidigten Liebenden. Der geistliche Herr schürte also das Feuer viel zu stark, und Peppo war wie ein gereizter Stier, dem man erst hier, und dann wieder dort das rothe Tuch vorhält.

Bei Giuseppe erfuhr er, als käme die Nachricht aus den Ställen des Generals, daß die jungen Leute ihre Pferde zurückgezogen, das Römische verlassen und sich an die Freiwilligen angeschlossen hätten, die an der Grenze auf Ereignisse warteten, um einzufallen und den Heiligen Vater aus Rom zu verjagen.

„Da sollte man doch erst den Padrone Lofflingo aus Rom verjagen", meinte Peppo. „Ich will aufpassen, ob er nicht locker wird, und ihn dann schon fassen."

Er verdoppelte seine Bestechungen in den Ställen.

Sechstes Kapitel.

Des Monsignore Mittheilung über Belmontot gewann sodann wieder die Oberhand in der schwindelnden Phantasie des Räubers. „Dieser Pariser Mädchenheld der ihn schon einmal aus Dienstfertigkeit gegen die Bianca in den Kram gepfuscht hatte, der war nun gar so unverschämt, ihm die Nora wegzufischen!“ Greppo zuckte es in allen Fingern bei dem Gedanken. Denn er betrachtete Nora noch immer als seine rechtmäßige Eroberung und er ließ sich's keine Mühe und kein Geld verdrießen, um Belmontot nachzuspüren und Noras Aufenthalt zu entdecken.

Schon hatte er seinen Plan gemacht. Es war Abendmusik auf dem Monte Pincio angekündigt; und er wußte durch eine Mittheilung aus dem Ballet, daß Nora mit Belmontot dort sein werde. Er brannte vor Begierde, ihnen auf den Spaziergängen dieser Anlagen zu begegnen, und wenn die Gelegenheit es erlaubte seine Rache zu kühlen.

Doch der Zufall warf ihn in eine andre Richtung, ehe noch der Abend herankam.

Die jungen Damen des Generals waren, wie es schien, zu einer Spazierfahrt zur Porta Salara hinausgefahren. Peppo erfuhr sogleich die Bestellung der Fuhre und war nun toll genug, die Mädchen aufheben und anstatt Marens, der ihm entgangen war, nach Bocca Giovane entführen zu wollen. Waren sie doch gleich auf dem Wege dahin. Ein solcher Fang ging ihm denn doch über Alles. Er konnte nicht widerstehen.

Er warf sich mit einem seiner Spießgesellen auf's Pferd, und Beide sprengten ihrer Beute nach zum Thore der heiligen Stadt hinaus.

Die Straße führte nach Monte Rotondo. Dort hatten die geheime Regierung von Rom und die Freiwilligen von der Grenze unter dem Vorwande einer Jagd in der Campagna eine Versammlung Die Ernennung Peppo's, wovon die Nachricht durch ganz Rom lief, machte böses Blut gegen die Regierung des heiligen Vaters; Maueranschläge schilderten die Schmach, daß berüchtige Räuber von der Behörde in Dienst genommen würden, und eine tiefgehende Bewegung der Entrüstung ließ sich spüren. Die geheime Regierung wurde in die Stimmung hineingerissen. Es sollte wenigstens in Erwägung gezogen werden, ob man einen Ausbruch befördern oder vermeiden müsse je nach den Mitteln, die aufzubringen waren.

Max und Nostis hatten nicht widerstehen können, die Mädchen nach Monte Rotondo zu bestellen. Mit den Jägern konnten sie ja sicher wieder nach Hause

fahren; und an eine Gefahr bei der Fahrt in die Campagna dachte man nicht.

Die jungen Leute hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht; und Greppo, ihr toller Gegner, sauf'te, wie der böse Feind im Gewitter, hinter dem Wagen des Generals her, in dem die beiden Mädchen, dahin fuhren, voll von der Freude des Wiedersehns, das ihrer wartete.

Mitten in der Campagna, fast schon im Angesicht des Fleckens Monte Rotondo, als sie von einer Anhöhe zurückschauten und diese malerische Landschaft mit ihren Wasserleitungen, Ruinen und wunderbaren Fernsichten bewunderten, erblickte Bianca zwei Reiter, die eine rollende Staubwolke hinter sich ließen und pfeilschnell heraugeschossen kamen.

„Das ist ängstlich, Ida! rief sie aus, wenn sie uns nur nicht anfallen!"

„Es sind doch nicht alle Reiter Räuber", erwiderte Ida.

Aber diese waren es. Mit einem lauten Kreisch erkannten die Mädchen Peppo, und kaum hatten sie ihn erkannt, so waren sie auch in seiner Gewalt. Der Kutscher wurde überwältigt und gebunden. Peppo ergriff die Zügel und befahl den zitternden Mädchen sich ruhig zu verhalten. Er werde sie nur in Sicherheit bringen und der General sie gewiß auslösen. Er hatte sein Pferd abgegeben und fuhr.

Die Mädchen weinten und drückten sich wie verschüchterte Tauben an einander. Endlich faßte sich

Bianca ein Herz und redete ihren furchtbaren Bruder an. Sie bat, sie flehte, sie hielt ihm vor, wie gut sie es immer mit ihm gemeint habe, und daß es nur an ihm gelegen, wenn es nicht zum Guten geführt, daß er ihre Anerbietungen, ihn zu befriedigen, immer zurückgewiesen; ja, sie erneuerte ihr Anerbieten und stellte ihm vor, wie viel sichrer es für ihn sei, als dies frevelhafte Unternehmen.

„Schweig'", herrschte er sie an, „Du gehörst zu meinen Feinden und zu den Feinden unsrer heiligen Religion. Jetzt seid Ihr in meiner Macht und sollt sie fühlen! Meine Maßregeln sind ganz sicher; und ich sehe nicht ein, warum nicht ich der reiche Mann und der Padrone der arme sein soll. Endlich erfüllt sich mir die Gerechtigkeit! Ich will ihn beerben und Ihr könnt betteln gehn!"

„„Ha! der Grausame!"" rief Ida aus. Ganz leise flüsterte sie aber Bianca auf deutsch zu: „„Aber wie gut! er fährt ruhig die Straße fort. Da ist doch noch Hoffnung. Wenn nur sein Abweg nicht zu zeitig kommt; denn er kann unmöglich mit uns durch den Flecken fahren wollen!""

Es war allerdings so eingerichtet, daß die Mädchen nach der Sitzung anlangen und daß ihnen Max und Nostis entgegen geritten kommen sollten. Darauf hoffte Ida mit klopfendem Herzen. Sie steckte Bianca mit ihrer Hoffnung an.

Peppo hingegen wußte von der verabredeten Bestellung natürlich nichts, hielt offenbar die Fahrt für

eine bloße Lustfahrt vors Thor und verfolgte unbesorgt den Weg ins Gebirge nach Bocca Giovane zu.

Die Mädchen hofften ängstlich auf das Erscheinen der Jäger. Endlich erblickte man einen Trupp Berittner. Zwei Jünglinge auf schöneren Pferden sprengen vor. Hier biegt nun Peppo rasch in einen Feldweg zur Rechten ein. War es seine Straße nach Bocca Giovane oder wich er den Reitern aus? Er setzte die Pferde in Galopp. Sein Genosse mit dem Handpferd folgte ihnen eine Strecke. Dann fürchtete er, durch die Jünglinge abgeschnitten zu werden, ergriff die Flucht und rieth Peppo, das Gleiche zu thun.

Die Jünglinge sind Max und Nostis. Wie hülfreiche Dioskuren (Göttersöhne) sind sie den Andern weit vorausgeeilt. Max hatte durch sein Fernglas den Wagen erkannt. Sehr bald sah er auch, wer der Kutscher war, und so sprengte er auf die eine und Nostis auf die andre Seite des flüchtigen Wagens, um den Räuber desto sichrer zu fangen.

Peppo sah, daß er verloren war, wenn er nicht einen verzweifelten Streich mache. Um Alles in Verwirrung zu stürzen und mindestens seine Rache an Max zu kühlen, stürzt er sich auf Bianca los und sticht ihr mit seinem furchtbaren Dolch nach dem Halse. Sie zuckt rasch die Schulter herauf, indem sie sich zurückbiegt, und das Messer fährt tief hinein. Da wirft sich schreiend dazwischen und fährt dem Räuber nach dem Arm. Dieser zieht den Revolver und springt auf Nostis' Seite zum Wagen hinaus. Er ist Nostis Pferd.

in die Zügel gefallen und hat ihn vom Pferde geschossen. Sowie der Reiter in den Ginster fällt, der am Wege blüht, schwingt sich der Räuber auf sein Pferd und ist bald weit davon in der Richtung nach Rom.

Max hatte die Wagenpferde gezügelt. Der Kutscher war schnell befreit worden. Ida hatte ihn rasch losgeschnitten. Wie sie aber Nostis Unglück sah, warf sie sich in Verzweiflung aus dem Wagen, fiel weinend über den geliebten Jüngling nieder und rief ihn unaufhörlich bei Namen. Er lag unbeweglich in den gelben Blumen des Ginsterbusches.

Max war ängstlich um Bianca bemüht; endlich hatte er ihre klaffende Wunde verbunden und ihr Muth zugesprochen. Sie war bleich aber unerschütterlich tapfer.

„Ach, Max", rief sie aus, „es ist ja nichts! komm, laß uns nur Ida beistehn. Nostis ist ermordet!"

Alles versammelte sich um Nostis. Da ruft Ida, die noch immer über ihn gebogen kniet: „„Er athmet noch, er lebt! Er kommt wieder zu sich; was können wir nur thun?""

Max richtet ihn in seinen Armen auf und fragt: „Habt ihr kein Kölnisch Wasser?" Die Mädchen finden ihre Fläschchen. Ida hält es Nostis mit ihrem Taschentuche vor. Er kommt wieder zur Besinnung.

Unterdeß waren die übrigen Reiter herangekommen und hatten in athemloser Stille den Augenblick erwartet, wo die Bemühungen der Freunde um den Gefallnen glücklich wirkten. Ein lautes Freudengeschrei brach aus,

als der junge Mann die Augen aufschlug und endlich von Max und Ida unterstützt sich aufrichtete.

Sein erstes Wort war: „Habt Ihr ihn?“

Max wies schweigend nach Rom. Ida aber rief aus, indem sie ihm das Blut von der Stirne wischte und ihn mit Taschentüchern verband: „Wir haben Dich, den wir schon verloren glaubten. O es ist doch herrlich zu leben und sich nicht verloren zu haben! Lieber, theurer Freund!“

Max schrieb ein paar Worte mit Bleistift an die Aeltern. Nostis wurde zu den Mädchen in den Wagen gehoben.

Die jungen Leute begaben sich nach Rieti; die Jagdpartie nach Rom.

Siebentes Kapitel.

Peppo war ihnen voraus galoppirt. Noftis' prächtiges Reitpferd hatte den Spießgesellen Peppo's mit seinem Handpferde bald überholt. Als er ihm so näher kam, lachte er halb grimmig, halb ironisch auf. Geschlagen war er, und sein Plan auf das Vermögen des Padrone fiel schon wieder ins Wasser; das machte ihn grimmig, aber er hatte denn doch die Prinzessin niedergestochen und den schlanken Garibaldiner vom Pferde geschossen. Der war geliefert; das war klar; und sein Pferd, dieses prächtige Thier, hatte er erbeutet. Er konnte darauf bei Tage nicht in Rom hineinreiten. Das Thier war vielen Kutschern, auch dem Kutscher der jungen Damen bekannt. Er erwartete, die Mädchen würden unter der Bedeckung der Jäger nach Rom zurückkommen. Wie sollte er nun über das Pferd verfügen? Vorläufig verließen die Räuber die Straße von Monte Rotondo und schlugen sich nach Ponte Molle hinüber. Das Eine Pferd wurde in einer befreundeten Osteria eingestellt, wo sie fütterten und eine Mahlzeit

hielten. Dann brachen sie auf, um mit der Dämmerung bei der Porta del Popolo anzukommen.

Da lag der Pincio zur Linken. Die bunten Laternen des Festes schienen auf den großen runden Platz herunter, der den Eingang zu der Wunderstadt bildet. Die Musik ertönte mit vollem Schwunge. „Dieselben Töne", dachte Peppo, „ergötzen den Verführer Belmontot und die treulose Nora dort unter den bunten Lampen. Ha! Und ich habe mich durch meinem mißlungnen Ueberfall hier in Rom nun doch unmöglich gemacht, das ist wohl klar. Der Padrone wird klagen — hm! Und da soll ich diese Verräther ruhig ihr Glück genießen lassen? Fort muß ich so wie so. Ist dort nicht der Weg zwischen der Villa Borghese und dem Monte Pincio, und ist das nicht die steile Seite des Hügels?" Sein Plan war gefaßt. „Reite dort in den Hohlweg und wart' auf mich mit den Pferden!" sagte er zu seinem Genossen, und gab ihm ein paar Scudi. Er selbst ging den Schlängelweg zum Monte Pincio hinauf, bezahlte den Eintritt und mischte sich unter die schöngeputzten Zuhörer, die saßen oder in den Gängen der Anlagen umherschlenderten.

Mit gierigen Blicken spähte er umher. Sie durften ihn nicht zuerst erblicken. Da er mit den Musikern bekannt war, so verbarg er sich hinter dem Contrebaß und führte ein gleichgültiges Gespräch mit dem Einen oder dem Andern, während er umherschielte, ob er etwa das Paar mit der Menge vorbeiziehn sähe.

„Was ist Euch aber geschehn, Signor Greppo?“ fragte ihn dann der Bassist, „Eure Weste ist ja mit Blut bespritzt!“

„Hat nichts zu sagen, Signore“, erwiderte er. Knöpfte aber doch den Rock zu, um das Blut seiner Schwester zu verbergen, und ging nach einigen Bemerkungen über die Musik ins Bosket nach dem Abhange des Monte Pincio zu. Vielleicht, dachte er, sind sie schon nach Hause gegangen, und spotten meines Zorns in Sicherheit. Da hörte er Nora's Stimme in einer Laube, an die er eben heran trat: „O wie glücklich machst Du mich armes Mädchen durch Deine Liebe“! sagte sie flüsternd. Sie hielten sich umarmt, sie küßten sich. Greppo hörte und sah es. Sein Blut kochte. Wie ein Tiger sprang er hinein in die Laube und mit furchtbar raschen Stichen ermordete er Beide in der Umarmung, die sie wahrlos seiner gräßlichen Rache preisgab.

Belmontot sank lautlos nieder. Nora that einen durchdringenden Schrei des Entsetzens, ehe sie noch getroffen war. Der Räuber sprang aus der Laube und war im Augenblick verschwunden, denn er glitt an der steilen Stelle des Monte Pincio in den Hohlweg hinab und schwang sich auf Nostis' Pferd, welches sein Genosse ihm bereit hielt.

„Du bleibst in Rom und im Dienst!“ herrschte er dem zu, „mich seht ihr nicht wieder.“ Denn jetzt sah er wohl ein, daß seine Rolle in Rom ausgespielt war.

Nora war noch im Stande gewesen, den Namen des Mörders zu nennen, als auf ihren Schrei die geputzte Menge nach der Laube geeilt war. Rasch lief das Gerücht über den ganzen Pincio. Selbst die Musiker eilten herbei. Französische Offiziere erkannten ihren Kameraden, die Musiker erkannten die Signora Badelini.

Soldaten trugen den Lieutenant Belmontot, die Musikanten die arme Signorina, der sie an jenem Operabende den Saltarello aufgespielt hatten. Man wollte die Liebenden auch im Tode nicht trennen; man begrub sie neben einander; und die Gewehrsalven, die dem tapfern Jünglinge galten, knatterten auch über dem Grabe des Mädchens von Sonnino.

Achtes Kapitel.

Fast zu gleicher Zeit erfuhr der General den Ueberfall in der Campagna und den Ueberfall auf dem Monte Pincio, die Rettung seiner Kinder aus einer gräßlichen Gefahr und den Tod des jungen Belmontot und der Nora Badelini wenige Schritte von seiner Wohnung. Der Polizeiminister der geheimen Regierung, den aber der General nur als den Ueberbringer eines Briefes von seinem Sohne Max kannte, hatte ihn besucht und nicht nur über die Vorfälle in der Campagna genau unterrichtet, sondern ihm auch alle Fäden der Intriguen blosgelegt, die zu der Katastrophe des Tages geführt hatten. Ja, er hatte dem General auch den Unwillen geschildert, womit solche Zustände gefühlt und ertragen wurden.

„Rom steht auf vulkanischem Boden", sagte der General.

„„Und sein eignes Regiment schürt das Feuer in seinen Eingeweiden"", fügte der Besuch hinzu, von dem der General mit einer Hochachtung schied, die er nicht

grade an den ersten Besten verschwendete. Er sagte zu sich selbst:

„Die Römer sind doch Leute von Verstand und Ehre; sprach der Mann nicht, als wäre er ein Mitglied des alten Senats, ein Politiker des alten Roms! Ein Volk, das solche Männer aufzeigt, wo man nur in die Masse hineingreift, ist wahrlich dem Priesterregiment entwachsen, welches nur von den Sünden dieser Welt lebt!“

Der General und seine Gemahlin verloren keine Zeit, ihren Kindern nach Rieti zu folgen. Beim Abschiede von dem französischen Commandanten der heiligen Stadt hatte er's nicht lassen können, alle ihre Sünden gegen die Civilisation, die ihm eben so deutlich vorgetragen worden waren, zu enthüllen. „Einer Ihrer besten Offiziere, Excellenz, ist soeben das Opfer dieser Zustände geworden, frühere Vorfälle will ich gar nicht erwähnen; und ich selbst habe mich wiederholt in den gefährlichsten Verwicklungen befunden, angefallen, wo man sich vor allem sicher zu fühlen pflegt, in seinem eignen Bette und auf offner Heerstraße. Ew. Excellenz sind es Rom schuldig, so wie Ihrem Corps, einmal den Ernst heraus zu kehren und die Gerechtigkeit kräftig in Ihre eigne Hand zu nehmen!“ So sprach der General und nicht ohne Erfolg. Kaum war er bei den Seinigen in Rieti angelangt, so las er in dem Tageblatt von Rom: „Die Franzosen haben ein Commando in's Gebirge geschickt, um den Capo Banda Greppo wegen des Mordes des Lieutenants

Belmontot und der Signora Badelini zu verfolgen und zur Strafe zu ziehn. Ueberall werden die Hehler der Räuber als Mitschuldige mit der Todesstrafe bedroht, wer hingegen ihre Gefangennahme bewirken hilft, wird eine Belohnung von 1000 Scudi ethalten."

Die Verbündeten des Capo Banda in Bocca Giovane ließen sich dies gesagt sein. Die Höhle des Räubers wurde verrathen und das Zeitungsblatt sagte:

„Die Höhle des berüchtigten Räubers wurde gestern entdeckt und umstellt. Nach einem verzweifelten Widerstande wurde Greppo ergriffen, nach Rom geführt, von dem Kriegsgerichte abgeurtheilt und heute Morgen in der Frühe am Fuß des Monte Pincio, wo er sein letztes Verbrechen begangen hatte, erschossen."

„Die französische Besatzung ist mit der Säuberung der Stadt und Umgegend von jeder Art von Briganten beauftragt."

„Nun, da wünsch' ich ihr Geduld und gute Geschäfte", sagte der General Löffling, indem er das Blatt aus der Hand legte. „Ich für mein Theil habe die heilige Stadt herzlich satt, und werde sie erst wieder besuchen, wenn sie ihre Heiligkeit los ist."

„Herr General", rief Nostis aus, den Ida zu ihm heranführte, denn er war noch schwach von seiner Wunde, — „da sind Sie ja mit klingendem Spiel in unser Lager übergegangen. Darf ich unter diesen Umständen auf Ihre Verzeihung rechnen, wenn wir Beide Ihnen ein Geständniß machen?"

„Väterchen", fiel Ida ein, ich hab' ihn gepflegt, wie eine barmherzige Schwester und mir ihn dadurch verdient, wie er und Max uns Mädchen mit Lebensgefahr gerettet haben. So hat immer Eins das Andre erobert — und erobert wird jetzt ja doch einmal Alles — was sagst Du dazu?"

„„Ach ja, wir sind alle Vier in gleicher Bedrängniß; und Vernunft kommt doch nicht eher in die Sache hinein, als bis Du sie feierlich genehmigst, mein lieber Papa"", rief Max aus, der mit der armen verwundeten Bianca ebenfalls herankam.

„Nun, so schwer war es eben nicht, Eure Feldzugspläne zu errathen; ich wußte sie natürlich schon, ehe ich noch in Euer Lager nach Rieti überging; und wie die Sachen jetzt stehn, sehe ich nicht ein — — was meinst Du, Julchen? — Ich dächte, wir ergäben uns darein; und der barmherzige Bruder und die barmherzige Schwester mögen Jedes seinen Pflegling behalten." —

„„Du weißt doch immer das Richtige zu treffen, Ludwig, wenn Du es auch manchmal etwas anders ausdrückst, als ich es fühle"", sagte die Generalin, und umarmte den alten Helden, dem eine verstohlne Thräne der Befriedigung in den Bart rollte.

„Schön ist Italien, Kinder", sagte er, „groß ist die ewige Stadt auch in Ruinen und von einem unheilbaren Verderben im Innersten zerstört, aber es ist hier nicht unsers Bleibens. Wir ziehn in die reinere

Luft des Nordens und bleiben dort alle in demselben Lager und unter derselben Fahne, der Standarte des werdenden Deutschen Vaterlandes!“

Durangelo's, des Berichterstatters Nachwort.

Als die Verwundeten genesen waren, verloren wir diese liebenswürdige Familie aus dem Gesichte, die so viel Widerwärtiges in unsern schönen Fluren erfahren sollte. Daß sie uns die Bianca della Rocca, unsre Nachtigall, entführte, hatten wir wohl verdient; aber dennoch: es lebe Italien und ein freies Rom!

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von W. Moeser in Berlin.

Buchbinderei
SCHWAB
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Durangelo, R.

Bianca della Rocca Historische Erzählung aus dem heutigen Rom in acht Bü chern von R. Durangelo

Berlin 1869
P.o.germ. 1949 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312948-6